Bibl. Mont.
789
-9-

789
Bibl. Mont. 789-9

<36624897670019

<36624897670019

Bayer. Staatsbibliothek

H. Dähling del. F. Wagner sc.

FERDINAND.

Druck v. Carl Mayer Nbg.

Gesammelte
Schriften
des
Verfassers der Ostereier,
Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Neuntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1842.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ferdinand.

Erstes Kapitel.

Ferdinands Eltern.

Zur Zeit, da der deutsche Kaiser zugleich König von Spanien war, lebte in diesem herrlichen Lande Graf Alvarez von Alvaida. Er war Grand von Spanien, welcher Name eine Würde bezeichnet, zu der nur Herzoge und die ersten Grafen des Reiches erhoben wurden. Er besaß in Madrid, der Hauptstadt des Landes, einen prächtigen Pallast, hatte in den schönsten Gegenden Spaniens mehrere Schlösser und Landgüter, und überdies noch große Schätze an Gold, Silber und Kostbarkeiten aller Art. Was aber über dieses Alles ging, er war ein Mann von großem Verstande und dem edelsten Herzen; er bediente sich seiner Einsichten, seines Ansehens und seines Reichthumes nur zum Besten seiner Mitmenschen.

Seine Gemahlin Isabella war eine der besten Frauen, die je gelebt haben. Obwohl sie nicht vollkommen gesund und fast immer sehr blaß von Angesicht war, so gaben ihre Sanftmuth und ihre wohlwollenden Gesinnungen ihr dennoch eine unbe-

schreibliche Anmuth. In ihrem ganzen Benehmen hatte sie, so wie in ihrer Gestalt und in ihrem ganzen Wesen, etwas ungemein Zartes. Sie glich einer lieblich blühenden Lilie.

Beide, der Graf und die Gräfin, lebten in der glücklichsten Ehe. Allein wie denn kein Erdenglück vollkommen ist, so hatten auch sie ein nicht geringes Leiden. Sie waren schon mehrere Jahre verheirathet, und hatten noch keine Kinder, die einst die Erben ihrer Güter — und ihrer Tugenden hätten werden können. Dies machte besonders der Gräfin einen tiefen Kummer. Sie fürchtete im Stillen, ihr Gemahl möchte sie deßwegen weniger achten. Ihre schönen Landgüter und reichen Besitzungen freuten sie nur halb. Manche Freude verwandelte sich für sie in Wehmuth.

Einst hatte ihr Gemahl ihr ein kleines, liebliches Gemälde in goldenem Rahmen geschenkt, das die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde vorstellte. Die mütterliche Zärtlichkeit, mit der die Mutter auf das holde Kind niederblickte, war ganz unvergleichlich schön ausgedrückt. Indem aber die gute Gräfin das schöne Bild betrachtete, kamen ihr Thränen in die Augen. „Ach,“ seufzte sie, „Maria war wohl die seligste aller Mütter; möchte mir nur ein Schatten dieser Seligkeit zu Theil werden!“

Einmal an einem schönen Sommertage ging sie mit ihrem Gemahl hinaus in das Feld. Eine

arme Tagwerkerin schnitt an dem Rande eines Ackers für ihre einzige Kuh mit der Sichel Gras ab. Nicht weit von ihr saß in dem Grase ihr Kind, ein zartes schwarzlockiges Knäblein, das wie eine Rose blühte. Die Mutter hatte Blumen gepflückt, und sie ihm zum Spielen in den Schooß geschüttet. Fast jeden Augenblick blickte sie bei ihrer Arbeit nach dem Kinde, lächelte ihm freundlich zu, und redete mit ihm. Die Gräfin ging zu dem Kinde hin, betrachtete es mit Wohlgefallen, und sagte zu der Mutter, halb im Scherze und halb im Ernste: „Wollt Ihr das schöne Kind nicht mir geben?“ Allein die arme Mutter rief: „Nein, nein, nicht um alle Reichthümer des Königs!“ Die Gräfin ging und sprach im Weitergehen zu ihrem Gemahl: „Wie reich ist diese Mutter bei ihrer Armuth; und wie arm bin ich bei allem Reichthume, da ich der Mutterfreuden entbehren muß!“

Eine Jugendfreundin der Gräfin, Donna Blanka, eine sehr liebenswürdige Frau, die mit dem Bruder des Grafen verehelichet war, hatte bereits fünf Kinder, die sie vortrefflich erzog. Sie kam alle Jahre einmal zur Gräfin Isabella auf Besuch, brachte alle ihre Kinder mit, und blieb dann, auf die freundliche Bitten der Gräfin, immer einige Wochen länger, als sie im Sinne gehabt hatte. Die edle Isabella hatte an den Kindern ihrer Freundin eine so große Freude, daß sie ihres Leidens

darüber vergaß. Sie gab den Kindern allerlei Spiele an, und ergetzte sich an ihrer Lebhaftigkeit und ihren kindlichen Fragen und Einfällen. Eine Kleinigkeit aber konnte ihr Gemüth verletzen. „Du, Tante,“ fragte einmal einer der Knaben, ein Kind von sechs Jahren, in seiner kindlichen Einfalt, „warum hast denn du keine Kinder?“ Gräfin Isabella sagte: „Ihr alle seyd ja auch meine Kinder.“ „O,“ rief der Knabe, „dann sind wir glückliche Kinder, daß wir zwei so gute Mütter haben!“ und hüpfte vor Freude. Die Gräfin aber hatte Thränen in den Augen.

So gerne Donna Blanka mit ihren Kindern bei ihrer Freundin war, so mußte sie, um ihre häuslichen Angelegenheiten nicht zu versäumen, doch wieder abreisen. Gräfin Isabella nahm den zärtlichsten Abschied von ihr, und beschenkte noch alle Kinder überreichlich. Als sie abgereist waren, und der fröhliche Tumult der Kinder sich nirgends mehr hören ließ, so schienen der Gräfin die Zimmer des Schlosses und die Rasenplätze und Gänge des Gartens ganz öde und wie ausgestorben. Die Stille, die nun da herrschte, erfüllte sie mit Wehmuth, und der Schmerz, keine Kinder zu haben, ergriff sie mit erneuter Gewalt.

Da sie nicht so glücklich war, Kinder zu haben, denen sie ihr liebevolles Herz hätte zuwenden können, so verbreitete sich ihre Liebe über alle Kinder

ihrer Grafschaft. Es schmerzte sie sehr, in ihrem Wohnorte viele Kinder auf der Straße müßig und verwahrlost umher laufen zu sehen. Sie ließ daher ein entbehrliches Nebengebäude des Schlosses zu einer Erziehungs= und Unterrichts=Anstalt einrichten, stellte Lehrer und Lehrerinnen auf, sorgte dafür, daß die Kinder Frühstück, Mittag= und Abendessen bekamen, und ließ sie für die kleinen Arbeiten, mit denen man sie zu beschäftigen wußte, reichlich bezahlen, um ihnen Lust zur Arbeit zu machen, und ihnen ein kleines Kapital für die Zukunft zu hinterlegen. Fast täglich besuchte sie dieses Haus, kannte alle Kinder, wußte sie mit Namen zu nennen, wohnte dem Unterrichte bei, fragte die Kinder, besah ihre Arbeiten, und beschenkte die Fleißigen. Sie verkostete ihre Speisen, und fand sich sogar bei ihren Spielstunden im Garten ein. Die Kinder gewöhnten sich bald an Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung, und wurden von Herzen fromm. Sie bekamen auch ein sehr heiteres, blühendes Aussehen. Sie waren in diesem Hause sehr gerne, und nannten die Gräfin, was ihr große Freude machte, nie anders, als Mutter. Die edle Gräfin machte auch eine Stiftung, damit diese Anstalt nach ihrem Tode noch fortdauern möge.

Indeß wurde der sehnlichste Wunsch und das heiße Gebet der Gräfin endlich doch noch erfüllt. Sie wurde Mutter eines Sohnes. Das Knäblein

war frisch und gesund; allein die Mutter wurde gefährlich krank, und bald war alle Hoffnung des Lebens verschwunden. Ihre letzten Augenblicke waren über alle Beschreibung schön und rührend; an ihr zeigte sich recht die Kraft der Religion. Voll Glaubens und Vertrauens ergab sie sich in den göttlichen Willen, und ihre Hoffnung des ewigen Lebens benahm dem nahen Tode alle Schrecken. Sie tröstete ihren trauernden Gemahl, und dankte ihm für seine Liebe und Treue. Sie verlangte ihr Kind noch einmal zu sehen. Der tiefbetrübte Vater brachte es. Sie setzte sich in dem Bette noch einmal auf, schloß das Kind in ihre Arme, blickte — das letzte Mal lächelnd — es noch einmal an, benetzte es dann mit ihren letzten Thränen, und sagte: „Armes, armes Kind! Du schaust mich wohl an, aber du kennst mich, deine Mutter, noch nicht; du weißt noch kaum etwas um dich selbst; du weißt nicht, wie voll Liebe mein Herz zu dir sey. Du kannst deine Mutter, bevor sie von dir scheidet, nicht einmal mit dem ersten Lächeln begrüßen, viel weniger den Mutternamen aussprechen. Du weißt nicht, wie schwer mir das Scheiden falle! Du wirst dich des mütterlichen Angesichtes, das nun bald in Staub zerfällt, niemals erinnern, und nicht einmal wissen, das du deine Mutter gesehen! Ohne meine zärtliche Pflege wirst du aufwachsen, wenn du anders mir nicht bald in jene Welt nachfolgest!

Doch der Wille des Herrn geschehe!“ Thränen unterbrachen sie. Sie küßte das Kind, segnete es, gab es dem Vater zurück, und sagte: „So lege ich es in Gottes und deine Arme! — Gott wird für das arme mutterlose Waislein sorgen, und auch du wirst ihm ein treuer Vater seyn.“ Der Schmerz und das Reden hatten sie sehr angegriffen; sie schwieg lange Zeit; nur blickte sie mehrmal stille betend zum Himmel.

Die Fieberhitze nahm immer mehr zu. Auf einmal verlangte sie ihr Schmuckkästchen. Der Graf glaubte, sie rede in der Fieberhitze irre. Allein sie sprach: „Ich weiß gar wohl, was ich vorhabe; bringt es mir!“ Die Kammerfrau brachte das Kästchen, und bot es ihr offen hin. Isabella sah nach, ob sich aller Schmuck darin befinde, und sprach dann zu ihrem Gemahl: „Diesen Schmuck erhielt ich einst, da ich Braut war, von dir, liebster Gemahl, zum Brautgeschenke; nun möchte ich, wenn es dir auch recht ist, ihn der geliebtesten meiner Freundinnen, meiner theuern Blanka, als ein Vermächtniß hinterlassen.“ Der Graf gab dieses sehr gerne zu. Sie wollte das Schmuckkästchen mit dem Schlüsselchen wieder zuschließen; allein sie kam damit nicht mehr zu recht, und sagte: „Ach, mit diesem Schmucke schmückte die gütige Blanka meine Haare an dem Tage, da sie als Brautjungfrau mich zum Altare begleitete; sie empfange diesen Schmuck nun

aus meinen bereits erstarrenden Händen. Schreib' ihr das, meiner geliebten Freundin, und bitte sie, diese Steine und Perlen zum Andenken an eine Freundin zu tragen, die ihr treu blieb bis in den Tod."

Ermattet schwieg sie wieder eine Weile, und sagte dann: „Ich hätte wohl noch einen Wunsch; ich sehe aber nicht, wie er zu erfüllen ist. Die erste Erziehung der Kinder gehört den Müttern an; und da wünschte ich denn, daß meine liebe Blanka, diese vortreffliche Mutter, dieses mein Kind mit ihren Kindern erziehen möchte! Allein ich weiß wohl, liebster Gemahl, daß du dich von dem geliebten Kinde, dem theuren Pfande unserer Liebe, nicht wirst trennen wollen. Dieser mein Wunsch wird daher wohl unerfüllt bleiben."

„Sey ruhig, liebste Isabella," sprach der Graf; „Gott wird es so fügen, das deine Freundin noch die Erzieherin unsers lieben Kindes werde." Es durchschauerte ihn die Ahnung, daß er selbst nicht mehr lange leben werde; allein in diesem Augenblicke wollte er seiner geliebten Gemahlin nichts davon sagen.

Die edle Gräfin ertrug ihre Schmerzen mit himmlischer Geduld; es war nichts Irdisches mehr in ihr. Sie kam dem Tode sichtbar näher. Tief betrübt saß der Graf an ihrem Sterbebette. Nach und nach versammelten sich alle Bewohner des

Schlosses mit leisen Tritten, Augen voll Thränen und gefalteten Händen um das Sterbebett ihrer innigst verehrten und geliebten Gebieterin. Traurige Stille herrschte in dem Zimmer; alle waren voll banger Erwartung.

Die Fenster des Zimmers gingen in den Garten; es war der herrlichste Frühlingstag. Eine Kammerjungfer sagte leise, aber doch nicht leise genug, zu der Kammerfrau, die neben ihr stand: „Ach, es ist doch hart, von dieser schönen Welt zu scheiden und alle seine lieben Freunde zu verlassen.“ Die Gräfin, die das gehört hatte, wie denn das Gehör der Sterbenden gewöhnlich viel feiner ist, sagte mit schwacher Stimme: „Ich komme ja in eine schönere Welt, und mein liebes Kind, mein lieber Gemahl und Alle, die ich auf Erden liebe, folgen mir dereinst nach.“ Ihr Angesicht war, indem sie dieses sagte, von der Hoffnung, dem Himmel nahe zu seyn, und dort ihr Kind, ihren Gemahl, ihre lieben Freunde einst wieder zu sehen, wie verklärt. Wenige Augenblicke darauf verschied sie unter den Thränen und Seufzern des Grafen und aller Umstehenden, und unter dem lauten Gebete eines frommen Geistlichen aus einem benachbarten Kloster, der ihre letzte Beicht angehört, und aus dessen Hand sie das Brod des Lebens für die weite Reise in die Ewigkeit empfangen hatte.

Der Schmerz des Grafen über den unersetzlichen Verlust seiner geliebten Gemahlin war unaussprechlich. Nur der feste Glaube, daß es der Wille Gottes so sey, erhielt ihn aufrecht, daß er dem Schmerz nicht unterlag. Er fiel an dem Sterbebette seiner Gemahlin auf die Knie, und rief, die Hände ringend unter heißen Thränen und mit herzerschütternder Stimme: „Herr, dein Wille geschehe!“ Hierauf betrachtete er das Angesicht seiner verblichenen Gemahlin noch einmal und sagte: „So lebe denn wohl, du holder Engel, den mir Gott auf meiner Lebensbahn beigesellt hatte! Du warest mir in der That ein guter Engel, und besänftigtest oft meinen aufwallenden Zorn, hielst mich von manchem gewagten Schritte zurück, und machtest mich auf manches Gute aufmerksam, das zu thun sich Gelegenheit darbot, das ich aber ohne deine sanfte Erinnerung wohl nicht gethan hätte. Du warest mir, wie eine Erscheinung vom Himmel, die wohlthätig vorüber ging! Trauernd scheide ich von dir; Gott gebe, daß wir uns in Freude wiedersehen. Er ließ sich's nicht wehren, die geliebte Leiche zu Grabe zu begleiten, und stimmte, da sie wegen ihrer Kränklichkeit auf Erden Vieles zu leiden und manche trübe Stunde gehabt, von Herzen in die Gebete der Kirche mit ein: „Herr, gieb ihr ewige Ruhe und ewiges Licht leuchte ihr.“

Die einzige Freude des Grafen auf Erde war

nun sein Kind, das in der heiligen Taufe den Namen Fernando, oder, wie wir Deutsche sagen, Ferdinand erhalten hatte. Wohl zehnmal des Tages kam er an die Wiege, das holde Kind zu betrachten. Er forderte die Kammerfrau, wiewohl sie sehr verständig und voll Liebe gegen das Kind war, fast jedes Mal auf, doch recht auf das Kind Acht zu haben. Er selbst trug es öfter an das Fenster oder in den Garten, und wer ihn in seinen schwarzen Trauerkleidern mit dem in die feinste weiße Leinwand gehüllten Kinde auf dem Arme erblickte, wurde wohl bis zu Thränen gerührt. Das Kind wuchs und gedieh, und wurde mit jedem Tage schöner und lieblicher. Er redete mit dem zarten Knäblein, als ob es ihn schon verstände. Er war entzückt, als das Kind ihm das erste Mal entgegen lächelte, die Aermchen ihm entgegen streckte, und er nun sah, daß es ihn erkenne. Das noch unverständliche Lallen des Kindes klang ihm lieblicher, als die lieblichste Musik. Er sehnte sich, wie nach dem größten Erdenglücke, nach dem Augenblicke, da das Knäblein ihn das erste Mal Vater nennen werde. Allein der edle Graf erlebte diesen Augenblick nicht mehr. Er hatte sich vor einiger Zeit durch einen Sturz mit dem Pferde eine Brustbeschwerde zugezogen, die durch den tiefen Kummer um seine Gemahlin sehr verschlimmert wurde. Seine Gesundheit erlag dem zweifachen

Leiden; er verfiel in eine Auszehrung und fühlte es nur zu gut, daß er bald sterben werde. Er verfaßte sein Testament, und schrieb es mit eigener Hand. Er schrieb an seinen Bruder, den er zum Vormund des kleinen Ferdinand ernannte, einen ausführlichen Brief, den man nach seinem Tode dem Bruder übergeben sollte. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er mit zitternder Hand noch besonders an seine theure Schwägerin, Donna Blanka, und bat sie in den rührendsten Ausdrücken, den Wunsch seiner seligen Gemahlin, der auch der seinige sey, zu erfüllen und das verlassene Waislein, das weder Vater noch Mutter mehr habe, mit ihren Kindern zu erziehen, indem er es keinen bessern Händen anvertrauen könne; in der Ueberzeugung, daß sein liebes Kind so auf das Beste versorgt seyn werde, sterbe er getrost.

Am Tage seines Todes bat er die Kammerfrau, das zarte Knäblein an sein Bett zu bringen, küßte und segnete es, und befahl ihr, sobald er verschieden seyn werde, das Kind unverzüglich zu Donna Blanka zu bringen, und ihr den Brief, der verschlossen auf dem Tischchen neben dem Bette zwischen den Arzneigläsern lag, zu überreichen. Eine Stunde nachher verschied er in der seligen Hoffnung, seine geliebte Gemahlin in dem Himmel wieder zu sehen. Die Kammerfrau aber machte sogleich Anstalten zur Abreise, um den letzten Auftrag des seligen Grafen zu vollziehen.

Zweites Kapitel.

Das Waisenkind.

Donna Blanka lebte mehrere Meilen entfernt auf einem uralten Schlosse, das noch von den Arabern und Sarazenen erbaut war; es sah mit seinen vielen Erkern und Spitzthürmchen gar seltsam aus, und wer hinein kam, und die engen, düstern Wendeltreppen hinauf stieg, und die schmalen Gänge und die hochgewölbten Zimmer durchwanderte, dem wurde ganz bange und schauerlich. Donna Blanka aber wohnte sehr gerne in diesem alterthümlichen Schlosse, aus dessen hohen Bogenfenstern man eine herrliche Aussicht in die dazu gehörigen schönen Gärten und in eine reiche Landschaft hatte. Sie fühlte sich, da ihr Gemahl Oberster eines Regiments war und sich meistens im Felde befand, in ihrer Abgeschiedenheit, wo sie nur von ihren Kindern umgeben war, sehr glücklich. Sie war einzig darauf bedacht, ihre Kinder zu guten Menschen zu erziehen, und sie sah wohl ein, daß ihr dieses in der Stille des Landlebens besser gelingen werde, als in den Zerstreuungen der Stadt.

Blanka hatte jene Nachricht, ihre Freundin Isabella, mit der sie von Jugend auf nur Ein Herz und Eine Seele war, sei mit einem gesunden Söhnchen erfreut worden, mit der aufrichtigsten Freude

vernommen. „O Gott Lob, Gott Lob,“ rief sie, „daß Gott ihren sehnlichsten Wunsch, ein holdes Kind an ihr Mutterherz zu drücken, nun einmal erfüllt hat!“ Ihre Freude war so aufrichtig, so rein von allem Eigennutze, daß sie gar nicht daran dachte, durch die Geburt dieses Kindes gehe für sie und ihre Kinder der Besitz einer großen reichen Grafschaft verloren.

Wenige Tage nach der Freudenbotschaft von Ferdinands Geburt kam der Trauerbote, und brachte ein Schreiben mit schwarzem Rand und Siegel, das die ganz und gar unerwartete Nachricht von dem Tode der Mutter enthielt.

Blanka ward bei dieser Nachricht todtenbleich; es währte lange, bis sie weinen konnte; aber dann zerfloß sie in Thränen. Auch alle ihre Kinder weinten, da sie die Mutter so schmerzlich weinen sahen. „Ach,“ sagten die Kinder, „die gute, gute, liebe Tante! Nun können wir nicht mehr zu ihr reisen; nun kann sie uns keine so schöne Sachen mehr schenken!“

Ehe Blanka die Trauerkleider um ihre geliebte Freundin abgelegt hatte, erhielt sie durch einen reitenden Boten die Nachricht von dem Tode des edlen Gemahls ihrer Freundin. Diese Nachricht kam ihr wohl nicht so unerwartet, aber doch früher, als sie dachte. Sie war darüber sehr bestürzt, und brach in einen Strom von Thränen aus. Mit be=

trübtem Herzen fertigte sie einen Reitenden an ihren Gemahl ab, der sich noch immer im Kriege befand.

Am Tage darauf, als sie eben mit ihren Kindern bei der Abendmahlzeit saß, meldete man ihr, die Kammerfrau sey angekommen, ihr den kleinen Fernando zu überbringen. Trauer und Freude erfüllten zugleich Blanka's Herz, — Trauer weil der Gedanke an die so früh verblichenen Eltern sie mit neuer Gewalt ergriff; Freude, weil das geliebte Kind ihrer Freundin nun ihrer Muttersorgfalt anvertraut wurde. Bevor sie von ihrer Bestürzung sich erholen konnte, trat die Kammerfrau, schwarz gekleidet und mit zurückgeschlagenem Schleier von schwarzem Flor, in das Zimmer, und trug das zarte schöne Knäblein, das ein langes weißes Kinderkleidchen mit schwarzen Bandschleifen anhatte, auf den Armen. Die Kammerfrau konnte vor Weinen lange nicht reden; endlich sagte sie mit wehmüthiger, öfter von Schluchzen unterbrochener Stimme, daß sie nach dem letzten Willen ihrer seligen Gräfin und des seligen Grafen diesen einzigen Abkömmling der erlauchten Eltern überbringe. Sie überreichte den Brief, der die Bitte enthielt, daß Donna Blanka an dem armen verwaisten Kinde nun Mutterstelle, so wie ihr Gemahl Vaterstelle vertreten solle.

Blanka war bei dem Anblicke des lieblichen Knäbleins, des Kindes ihrer geliebtesten Freundin,

das sie das erste Mal sah, tiefgerührt, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. Sie stand auf, blickte das Kind mit der ihr eigenen unbeschreiblichen Freundlichkeit an, und sprach mit ihrer sanften, lieblichen Stimme: „Sei mir gegrüßt, du lieber kleiner Engel; du bist mir so lieb und theuer, wie deine geliebte, innigstverehrte Mutter!“ Das Kind, das zwar nicht ihre Worte, wohl aber ihre freundlichen Mienen verstand, streckte sogleich beide Aermchen lächelnd nach ihr aus. „Ach,“ sagte Blanka, „du kannst noch nicht reden; allein du beantwortest meinen Gruß deutlich genug mit deinem heitern Lächeln; o komm, komm in meine Arme und an mein Herz!“ Sie schloß das Kind in ihre Arme, drückte es an ihre Brust, benetzte es mit Thränen, und sprach: „O du liebes, liebes Kind! So ward dir denn deine Mutter genommen, ehe du sie kanntest! Du erinnerst dich nie mehr, ihr liebliches Angesicht gesehen, und die süßen Namen, mit denen sie dich in dieses Leben willkommen hieß, gehört zu haben. Ach jenes milde Angesicht, jene holde Lippen modern jetzt im Grabe — ohne daß du es weißt, und darüber bekümmert seyn kannst. Ach niemals konntest du deine Mutter mit dem süßen Mutternamen begrüßen. Du bist wie eine zarte Rosenknospe, die von dem mütterlichen Stocke abgerissen worden; doch du sollst darum nicht verwelken. Ich will dir eine liebevolle Mutter und

Pflegerin seyn. Auch deinen Vater konntest du, als er dir genommen wurde, noch nicht mit Namen nennen. Seine zärtliche Liebe zu dir, wenn du sie je fühltest, wird aus deinem Andenken verschwinden, und die Erinnerung an seine ehrwürdige Gestalt und sein väterliches Angesicht dir kaum mehr wie ein Traumbild vorkommen. Gott gebe, daß mein Gemahl dir den Verlust deines Vaters ersetze.“

Blanka wandte sich nun an ihre Kinder, die weinend umher standen. „Nun, Kinder,“ sagte sie, „begrüßt euer neues Brüderchen doch auch, und versprecht ihm, daß ihr es recht lieb haben und ihm Freude machen wollet!“ Die Traurigkeit der Kinder war nun schneller vergangen, als die Thränen auf ihren Wangen vertrockneten.

„Ich will es an mir nicht fehlen lassen, ihm Unterhaltung zu machen,“ sagte Philipp, ein Knabe von etwa sieben Jahren; er holte eine Pfeife, und fing an, so gut es gehen wollte, einen Marsch zu pfeifen. Karl, der andere Knabe, hing seine kleine, roth und weiß bemalte Trommel an, und trommelte dazu. Das Kind ergetzte sich an dem Lärm, und lachte vor Vergnügen laut auf. Endlich sagte die Mutter, damit der Lärm nicht gar zu groß werde: „Es ist genug!“ und augenblicklich verstummten Trommel und Pfeife; so gut waren die Knaben gewöhnt, zu gehorsamen.

Eugenia, die größere der jungen Gräfinnen,

etwa acht Jahre alt, sagte: „Ich werde alle die kleinen Künste, die ich bereits erlernt habe, aufbieten, unser liebes Brüderchen zu bedienen. Ich werde für das liebe Kind Hemdchen nähen, wenn die Mutter sie zuschneidet, und werde ihm die niedlichsten Strümpfchen stricken. Auch denke ich, meine Kochkunst wird wohl so weit reichen, seine Köchin zu werden. Sag', liebe Mutter, was soll ich ihm sogleich kochen?“ „Das ist sehr gut erinnert,“ sagte die Mutter; „denn das Kleine wird von der Reise her Hunger haben!“ Da kam Klara, die kleinste junge Gräfin herbei, ein Fräulein von kaum vier Jahren, bot dem Kinde ein Paar Kastanien hin, und sagte: „Da, iß!“ Sie bedachte nicht, das Kind habe noch keine Zähne. Alle übrige Kinder lachten; die Mutter aber lobte das beschämte Klärchen wegen seines guten Herzens, und belehrte es über seinen Irrthum. „Irren,“ sagte sie zu den größern Kindern, „können wir Menschen sehr leicht. Allein wenn es nur nicht an gutem Willen fehlt, so hat dieses nicht so viel zu sagen. Der gute Wille ist die Perle, die unsern Gesinnungen und Handlungen den rechten Werth gibt.“

Drittes Kapitel.

Die Pflegemutter.

Der kleine Ferdinand wuchs und gedieh unter der Pflege seiner zweiten liebevollen Mutter ganz vortrefflich. Er fing an, reden zu lernen, und das erste Wort, das er ganz deutlich aussprach, war der Name Mutter. Auch in der Folge nannte er, gleich den übrigen Kindern, Donna Blanka nie anders, als Mutter; ja er wußte gar nichts davon, daß er eine andere Mutter gehabt habe. Mit jedem Tage wurde er schöner und liebenswürdiger. Sein liebliches Gesichtchen, weiß wie die reinsten Lilien, seine rosenröthlichen Wangen, seine reichlichen dunkeln Locken, vor allem seine schönen, lebhaften schwarzen Augen gaben ihm eine ganz eigene Anmuth. Er zeigte einen sehr aufgeweckten Verstand und das wohlwollendste Herz — voll regen Gefühls für alles Gute und Schöne. Seine Pflegemutter liebte ihn so innig, wie ihre eigenen Kinder; eben so liebten ihn alle ihre Kinder, und dachten gar nicht mehr daran, daß er nicht ihr wirklicher Bruder sey.

Die treffliche Mutter wußte ihre Kinder, in deren Mitte sie sich immer am glücklichsten fühlte, sehr gut zu erziehen. In dem großen herrlichen Garten am Schlosse, unter dem freien blauen Him-

mel oder unter den laubreichen Bäumen voll köstlicher Früchte, zwischen duftenden Blumen und blühenden Gewächsen aller Art, sprach sie am liebsten von der Güte und Freundlichkeit Gottes, obwohl sie immer und überall, beim Aufstehen und zu Bette gehen, beim Mittagmahle und Abendessen, bei jeder großen oder kleinen Freude, die den Kindern zu Theil wurde, an Ihn erinnerte. Sie erzählte, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Deutlichkeit, den horchenden Kindern alle die lieblichen und wunderbaren Geschichten, wie Gott von Erschaffung der Welt an als ein guter Vater sich der Menschen angenommen, an den Guten Freude gehabt und sie glücklich gemacht, die Bösen aber bestraft habe. Sie hatte es gerne, wenn die Kinder sie fragten, und beantwortete ihre Fragen mit Weisheit und immer gleicher Freundlichkeit. Die Erzählungen gaben auf diese Art Anlaß zu Gesprächen, die für die Kinder eben so lehrreich als angenehm waren.

Eine besondere Freude hatte die Mutter, wenn die Kinder ihre eigenen Bemerkungen zu den Erzählungen machten, worin der kleine Ferdinand besonders glücklich war. So meinte er, das Paradies könne wohl nicht schöner gewesen seyn, als der Garten am Schlosse. „In diesem Garten da, den uns der liebe Gott einräumte,“ sagte er, „sind wir ja so glücklich, als die ersten Menschen im Paradiese!“ — „Das seyd ihr auch, meine lieben

Kinder,« sprach die Mutter, »wenn ihr fromm und unschuldig bleibt, und euch vor der Sünde hütet.« Ueber die Eva war Ferdinand sehr aufgebracht. »Wenn sie nicht so dumm gewesen wäre,« sagte er, »und der bösen Schlange nicht mehr geglaubt hätte, als dem lieben Gott, so müßten die lieben Mutter, meine Geschwister und auch ich nicht sterben. Ich habe noch keine Schlange gesehen; ich kenne sie nur aus dem Bilderbuche. Wenn mir aber einmal eine käme und mich so betrügen wollte, ich würde ihr kein Gehör geben. Ich würde mir einen tüchtigen Stecken holen, und sie todt schlagen. Die Mutter lächelte und sprach: »Es wird wohl nie geschehen, daß eine Schlange mit dir rede; was uns jetzt zum Bösen verleitet, ist die Versuchung zur Sünde.« Die Mutter erläuterte dieses durch Beispiele. »Ach,« sagte der Knabe, »die Versuchung ist also für uns eine solche giftige Schlange; nun, ich will vor ihr schon recht auf der Hut seyn.«

Sehr wohl gefiel es ihm, daß die ersten zwei Brüder Gott ein junges zartes Lamm und Feldfrüchte zum Opfer darbrachten. »Das ist schön,« sagte er, »das lobe ich. Aber warum errichten wir in unserm Garten Gott nicht auch einen Altar, und warum bringen wir Ihm nicht auch ein zartes weißes Lamm von unsern großen Schafheerden, oder einige goldene Garben von unsern Kornfeldern zum Opfer dar?« Die Mutter sagte: »Wir

haben einen Altar in unserer Kirche, auf dem ein unendlich herrlicheres Opfer entrichtet wird. Jenes erste Opferlamm und jene Opfergaben waren nur ein schwaches Vorbild davon. Doch, das verstehst du noch nicht; allein wann du älter und verständiger seyn wirst, so wirst du schon noch davon hören. Auch soll jedes Menschenherz ein Altar des Herrn seyn; wir sollen Gott in unsern Herzen Opfer darbringen.“ Ferdinand sagte: „Ich begreife nicht, wie das geschehen könne.“ Die Mutter erzählte weiter, wie Gott an dem Opfer des frommen, unschuldigen Abels Freude gehabt, wie Er aber das Opfer des feindseligen Kains verworfen habe. „Nun verstehe ich, was die Mutter meint,“ sagte Ferdinand. „Die Frömmigkeit, die kindliche Liebe, die Unschuld im Herzen Abels waren eigentlich das Opfer, das Gott gefiel. Dem Kain aber halfen alle seine Opfergaben nichts, weil er kein kindliches Herz gegen Gott hatte. Ich weiß nun schon, wie ich dem lieben Gott ein beständiges Opfer darbringen kann, das Ihm wohlgefällt. Ich will immer recht fromm seyn, Ihn lieb haben und Ihm gehorsamen.“

Ueber Kains That entsetzte Ferdinand sich, und sein ganzes Herz empörte sich von Unwillen gegen den Bösewicht. „Dieser,“ sagte er, „sah die Schlange nicht an einem Baume; sie hatte sich schon in sein Herz geschlichen. Die Abneigung gegen seinen Bru-

der war die Schlange, die ihn verführte!« Mit dem unschuldigen Abel hatte der gute Ferdinand das größte Mitleid, und als er sich den Jammer Evas und Adams dachte, da sie ihren geliebten Sohn todt in seinem Blute fanden, kamen ihm die Thränen in die Augen. „Das muß ein trauriger Anblick gewesen seyn,“ sagte er. „Aber wie konnte der liebe Gott den guten, frommen Abel auf eine so schreckliche Art umkommen lassen? Ich hätte dieses nicht geschehen lassen, wenn ich der liebe Gott gewesen wäre.“ Die Mutter sagte ihm, daß Gott den frommen Abel, eben weil er ihn so lieb hatte, zu sich genommen habe — in viel schönere Gegenden, als ehemals das Paradies gewesen, in den Himmel!“ Ferdinand war mit dieser Bemerkung zufrieden. „Auf diese Art,“ sagte er, „ist das Sterben doch nicht so fürchterlich, als man meint.“

Wie diese, so hörte er auch die folgenden Geschichten mit dem lebhaftesten Antheil, den er auch immer in Worten, Mienen und Geberden ausdrückte. Auch die übrigen Kinder hörten die Erzählungen der Mutter mit Lust, freuten sich immer darauf, und bestürmten die Mutter oft mit den vereinten Bitten: „O erzählen, erzählen!« Diese Erzählungen der Mutter machten den Kindern die Religion liebenswürdig, legten den Grund zu einer richtigen Religionserkenntniß, und waren ihnen eine gute Mitgabe für das ganze Leben.

Viertes Kapitel.

Der Vormund.

Don Alonso, Blankas Ehegemahl, war ganz das Gegentheil seines Bruders, des seligen Grafen. Er war stolz, herrschsüchtig, ehrbegierig, gebieterisch, prachtliebend und verschwenderisch. Sein schönes einträgliches Rittergut, das ihm, als dem zweitgebornen Sohne, zum Erbtheile zugefallen war, fand er zu Bestreitung seines übermäßigen Aufwandes bei weitem nicht hinreichend, und er nannte es schlecht und höchst unbedeutend. Er nahm deßhalb Kriegsdienste, um das, was ihm, wie er sagte, durch das Erstgeburtsrecht seines Bruders entzogen worden, durch Tapferkeit zu erkämpfen. Sein Schloß war wegen der uralten Bauart ihm verhaßt, und er hätte es, so dauerhaft und fest es war, längst nieder gerissen und ein neues erbaut, wenn seine Vermögensumstände ihm das gestattet hätten. Es war ihm darin zu enge und altväterisch, und wenn er sich auch nicht bei dem Kriegsheere befand, so hielt er sich doch meistens in der Hauptstadt und bei Hofe auf. Nur selten kam er nach Hause, und brachte dann immer viele prächtig gekleidete Diener und eine Menge der theuersten Pferde mit. Sobald er angekommen war, versammelte sich der benachbarte Adel um ihn. Er gab dann große Mahlzei-

ten, und es ging in dem Schlosse sehr geräuschvoll zu. Mit seinen Kindern gab er sich wenig ab, und auch die Mutter, die sonst nur für ihre Kinder lebte, konnte, wenn der Vater da war, ihnen nicht mehr so viel Acht geben, als sie gewohnt war. Die Kinder mußten dann immer prächtig geputzt seyn, sich den fremden Herren und Frauen vorstellen lassen, auswendig gelernte Höflichkeitsbezeigungen hersagen, manche ängstliche Stunde in langer Weile zubringen, und alle ihre jugendliche Munterkeit auf eine Zeit aufgeben. Sie sehnten sich nach dem Tage, an dem der Vater wieder abreisen würde, und sie dann unter den Bäumen des Gartens sich wieder um die Mutter versammeln und ihre Erzählungen hören, oder auf dem grünen Rasenplatze ein fröhliches Spiel machen könnten. Sie fühlten es nur zu gut, daß der Vater weniger Liebe zu ihnen habe, als die Mutter.

Den kleinen Ferdinand aber, dessen Vormund er nunmehr war, konnte Alonso in der Seele nicht ausstehen, und der holde Knabe war ihm ein rechter Dorn im Auge. Schon die Nachricht von der Geburt des Knaben war ihm eine wahre Schreckensnachricht gewesen, und er war davon, wie vom Donner getroffen. Er hatte gar nicht mehr daran gedacht, sein Bruder werde je noch eigene Kinder bekommen, und hatte dessen Güter bereits als sein und seiner Kinder Eigenthum betrachtet. Allein als

nunmehr ein anderer Erbe der reichen Grafschaft da war, so sprach Alonso: „Mir ists nicht anders zu Muthe, als einem Landmanne, der seine reichliche Aerndte vom Hagel vernichtet sieht, oder als einem Kaufmanne, dem man ankündigt, das Schiff, auf dem sich sein ganzes Vermögen befand, sey untergegangen.“ Er haßte den guten Knaben, ohne ihn noch gesehen zu haben, auf das Bitterste, und als er ihn sah, konnte er seine Abneigung gegen ihn kaum verhehlen. Niemals blickte er ihn mit aufrichtiger Freundlichkeit an, und immer fand er etwas an ihm zu tadeln. Dem kleinen Ferdinand war es deßhalb auch in der Nähe des Onkels Alonso nie recht wohl, und er ward gegen ihn scheu und schüchtern. Wenn Blanka den Knaben lobte, so ward Alonso aufgebracht und machte ihr Vorwürfe, daß sie ein fremdes Kind mehr, als ihre eigenen Kinder liebe. „Dies ist nicht so,“ sagte Blanka; „ich liebe aber den guten Knaben in der That so sehr, als meine eigenen Kinder. Und warum sollte ich es nicht? Er ist ja doch der Sohn deines Bruders und meiner geliebten Freundin. Und wen hätte das arme Kind, das weder Vater noch Mutter mehr hat, wenn wir uns seiner nicht annehmen? Vergiß doch nicht der treuen Versicherung unsers göttlichen Erlösers: „Was ihr immer einem dieser Kleinen thut, das habt ihr mir gethan.“ Alonso aber wandte sich unwillig von ihr ab, und gab ihr

keine Antwort mehr. Wann nun fremde Gäste da waren, die es gar nicht wußten, Ferdinand sey nur Alonsos angenommenes Kind, und wann dann ein Ritter oder eine adelige Dame etwa sagte: „Das muß doch wahr seyn, Don Alonso hat sehr liebenswürdige Kinder, aber das liebenswürdigste aus allen ist der kleine Fernando!“ — da stieg der Unwillen des stolzen Alonso aufs Höchste, und er haßte den armen Knaben noch mehr als zuvor.

Eines Abends, da Alonso, wie gewöhlich, sich nicht zu Hause befand, wurde der kleine Ferdinand, der nun in seinem sechsten Jahre war, plötzlich krank. Er bekam Hitze und heftige Kopfschmerzen; indeß war die Krankheit von keiner Bedeutung. Allein die zärtlich bekümmerte Pflegemutter, hielt sie für sehr gefährlich und war in großen Aengsten. Es war zu weit in die Stadt, um so schnell, als sie wünschte, einen Doktor der Arzneikunst herbeischaffen zu können; sie ließ daher den nächsten Dorfarzt rufen; der Arzt, Namens Ambrosio, erschien unverzüglich. Festlich, aber etwas seltsam, in grasgrüne und hochrothe Farben gekleidet, und mit einer wolkichten, weißgepuderten Perücke auf dem Kopfe, trat er mit vielen tiefen Verbeugungen in das Krankenzimmer. Er setzte seine große Brille auf, näherte sich dem Bette, betrachtete den kranken Knaben, fühlte ihm den Puls, zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf, machte ein sehr bedenkliches

Gesicht, und sagte — nichts. Der kranke Ferdinand fürchtete sich vor ihm; die übrigen Kinder aber standen umher, richteten neugierige Blicke auf den fremden Mann, und ein muthwilliges Fräulein darunter flüsterte ihren Geschwistern heimlich zu: „Der Mann mit der großen Perücke, den Brillenaugen und der Spitznase gleicht einer Nachteule, wie ein Ei dem andern.“ Alle Kinder lachten; die Mutter aber verwies ihnen ihre Unart, und befahl ihnen, auf ihr Zimmer zu gehen.

Der angebliche Arzt war nicht viel mehr, als ein gemeiner Barbier; indeß nannten die Bauern ihn, wenn sie ihn guter Laune sehen wollten — Herrn Doktor Ambrosio. Als nun Herr Doktor Ambrosio noch immer mit der Sprache nicht heraus ging, was dem Kinde eigentlich fehle, vermuthete Gräfin Blanka, er wisse es selbst nicht, und sagte: „Ich denke, Ihr seyd doch ein geprüfter Arzt?“ „Das denke ich auch!“ sprach er stolz. „Unter zehn jungen Landärzten, die damals mit mir die Prüfung bestanden, bin ich der eilfte geworden.“ „Wenn ich das recht verstehe,“ sagte die Gräfin lächelnd, „so seyd Ihr unter eilf Candidaten der letzte geworden. Habt ihr aber auch schon glückliche Kuren gemacht?“ „Eure Gnaden unterthänigst aufzuwarten,“ sprach er; „ich habe einmal in einem einzigen Jahre sieben Beinbrüche glücklich kurirt; allein seit der Zeit wollten sie leider nie mehr recht gras-

siren!« „Grassiren?« rief Gräfin Blanka; „nun in der That, davon habe ich noch nie gehört, daß die Beinbrüche ansteckend werden könnten; allein sagt mir kurz und gut, was fehlt dem Kinde?« „Die Krankheit muß sich erst noch besser verwickeln,« sagte Ambrosio; „zur Stunde könnte der erste Doktor von Europa noch nicht ausfindig machen, was für eine Krankheit der kleine erlauchte Pazient eigentlich zu haben belieben.« „Nun gut,« sagte Gräfin Blanka, „so wollen wir denn zusehen, bis morgen.« Sie winkte ihm zu gehen, und wünschte ihm gute Nacht.

Als sie eben einen Boten an einen Arzt in die Stadt abfertigen wollte, kam ein prächtig gekleideter Vorreiter in den Schloßhof gesprengt, und meldete ihr die ganz unerwartete Ankunft ihres Gemahls. Mutter und Kinder eilten ihm entgegen. Die Mutter bemerkte aber sogleich, daß der Vater sehr mißmuthig sey, und einen schweren Kummer auf dem Herzen haben müsse. „Nun,« sagte er um sich blickend, „wo ist Fernando? Kann er seinem Pflegevater nicht entgegen kommen, ihm die schuldige Ehrfurcht zu erweisen? Fühlt er sich bereits als den künftigen Herrn einer großen Grafschaft?« „Ach,« seufzte die Gräfin, „daran dachte er noch nie. Der arme Kleine ist wirklich sehr krank. O komm doch sogleich mit mir zu ihm!« „Krank!« rief Alonso, und sein finsteres Gesicht erheiterte sich plötzlich.

„Nun, da kann ich ihm nicht helfen; da mußt du ihm den Arzt rufen lassen. Schick' nur sogleich hinab in das Dorf.“ — „Der Dorfarzt war bereits da,“ sagte Gräfin Blanka; „allein der Mensch ist so unwissend, daß ich ihm das Kind unmöglich anvertrauen kann.“ „Ei,“ sagte der Graf, „er ist nicht so dumm, als er aussieht. Für den Knaben mag er immerhin gut genug seyn.“

Jetzt kam Alonso's Verwalter, und brachte ihm einen Pack Briefe, die indeß angekommen waren. Alonso durchlief mit schnellen Blicken die Ueberschriften. Er kannte von den meisten die Handschrift und ward über einige so unwillig, daß er mit dem Fuße stampfte. „Die verwünschten, zudringlichen Kerle,“ rief er, „ich weiß schon, was sie wollen!“ Indem er aber jetzt einen Brief mit einem großen Siegel erblickte, sprach er: „Dieser Brief ist für mich von großer Wichtigkeit; ich muß ihn nur sogleich lesen. Schickt indeß nach dem Barbier; ich will ihn selbst sprechen.“ Er eilte mit großen Schritten durch einen langen, düstern Gang in den alten Schloßthurm, in dem er seine Kanzlei aufgeschlagen hatte, und wohin er sich gewöhnlich zurückzog, wenn er dringende Geschäfte hatte, oder auch, was nicht selten geschah, übler Laune war. Er riß eilig den Brief auf, der ihm so wichtig war, las ihn begierig, zerriß ihn ergrimmt in Stücke, warf sich verzweifelnd in einen Sessel, und rief: „Ich bin verloren!“

Alonso's Lage war in der That höchst mißlich und gefährlich. Er hatte, da sein Bruder so lange ohne Kinder geblieben, sich bereits als den Eigenthümer der reichen väterlichen Grafschaft und eines sehr großen Vermögens an Geld angesehen. Da die Gesundheit seines Bruders immer sehr wankend gewesen, und derselbe eine Anlage zur Auszehrung zu haben schien, so hoffte Alonso recht bald in den Besitz sämmtlicher Güter zu kommen. In dieser Hoffnung nahm er große Summen Geldes auf. Die Leute dachten, er werde bald ein großer reicher Herr seyn, und streckten ihm willig so viel Geld vor, als er von ihnen verlangte. Er aber stellte ihnen immer Schuldbriefe für größere Summen aus, als er von ihnen empfing, versprach ihnen hohe Zinse, und ließ die Zinse wieder zu verzinslichen Kapitalien anwachsen. Als gegen alle seine Erwartung und zu seinem großen Schrecken seinem Bruder ein Erbe geboren ward, fing er zwar an, sich einzuschränken; allein doch nicht so viel, als es nöthig gewesen wäre. Er hätte es sich zur Schande gerechnet, von seinen vielen Leuten einige abzudanken, oder seinen schönen Postzug zu verkaufen, von dem er oft rühmte, der König habe keinen schönern. Durch den Tod seines Bruders war seine Lage noch schlimmer geworden. Der liebevolle Bruder hatte ihm öfter große Summen Geldes geschenkt; die Verschwendung desselben zwar getadelt, allein doch immer wieder des-

sen Schulden bezahlt. Alonso machte nach dem Tode seines Bruders, als Vormund des kleinen Ferdinands, einige Male den Versuch, ein oder das andere Kapital seines Pflegesohnes einzuziehen, um die dringendsten Gläubiger damit zu befriedigen. Allein sein seliger Bruder hatte ihm sehr weislich einen angesehenen Grafen, einen sehr klugen und gewissenhaften Mann, zum Mitvormünder gegeben, der dieses schlechterdings nicht zugab. Indeß waren Alonso's Schulden zu einer ungeheueren Summe angewachsen; die Gläubiger, die er nicht bezahlen konnte, drohten gegen ihn zu klagen. Eben vor seiner Abreise von Madrid hatte er von einem der ungestümsten mit vielen Demüthigungen kaum eine Frist von vierzehn Tagen erhalten können. Auf seinen Jahresgehalt als Oberst hatte er bereits einem Juden eine Anweisung gegeben, um ihn von einer Klage abzuhalten. Ja was das Allerschlimmste war, er hatte aus der ihm anvertrauten Kasse des Regiments Gelder genommen, die er zu gehöriger Zeit wieder zu ersetzen hoffte. Allein in wenigen Tagen sollte diese Kasse eine große Zahlung leisten, und er wußte kein Geld aufzutreiben, das Fehlende zu erstatten. Alle Briefe, die er eben erhalten hatte, und die aufgehäuft vor ihm auf dem Tische lagen, waren entweder drohende Mahnbriefe von Wechslern und Kaufleuten, denen er Geld schuldig war, oder abschlägige Antworten auf sein Ansuchen, ihm

Geld zu leihen. Auf den Brief, der in Stücke zerrissen zu seinen Füßen lag, hatte er seine letzte Hoffnung gesetzt. Er hatte seinen Mitvormund ersucht, eine große Summe, die dem kleinen Ferdinand gehörte, und jede Stunde zu erheben war, als ein Anlehen übernehmen zu dürfen. Er hatte sein Schreiben so schmeichelhaft und listig verfaßt, daß er gar nicht zweifelte, das verlangte Kapital, das ihn aus der größten Verlegenheit hätte retten können, zu erhalten. Allein der Mitvormund, ohne dessen Einwilligung er von der schönen Summe keinen Heller erheben konnte, hatte ihm das Gesuch rund abgeschlagen. Alonso ward fast rasend. Er knirschte mit den Zähnen, und raufte sich die Haare. Er strengte alle Kräfte seiner Seele an, einen Ausweg zu finden; allein er sah nichts vor sich, als wegen des Kassenrestes ehrlos kassirt und überdies noch, zu Deckung seiner Schulden, aller seiner Güter beraubt zu werden.

In diesem Augenblicke trat mit tiefen Bücklingen und scharrenden Kratzfüßen Herr Doktor Ambrosio herein, der indessen in der Gesindestube bei einem Glase Wein sitzen geblieben. Er begrüßte mit kreischender Stimme Ihre Exzellenz, den Herrn Grafen, bezeigte mit unendlicher Geschwätzigkeit seine Freude über die erfreuliche Ankunft, und erkundigte sich nach dem hohen Wohle des gnädigen Herrn. „Schweig,“ rief ihm Alonso mit einem

grimmigen Blicke zu, „und antworte bloß auf das, was ich dich frage. Für was hälst du Fernandos Krankheit? Sag es mit Einem Worte!“ „Es ist,“ sagte der zitternde Arzt, „wenn es Eure Herrlichkeit gnädigst erlauben, ein Kathedral-Fieber. „Ein Katarrhal-Fieber wolltest du sagen, du Dummkopf!“ sprach Alonso. „Allein da steckst du in einem großen Irrthume. Der Knabe bekommt die Kinderblattern, die gegenwärtig an vielen Orten gleich der Pest unter den Kindern wüthen. Rede einmal, Bursche, ist es anders?“ — „Es ist ganz so, wie Eure Herrlichkeit zu befehlen die Gnade haben!“ sagte Ambrosio. „Das junge Herrlein bekommt die Blattern, oder wenn Eure Herrlichkeit so befehlen, gar die Pest.“

Dem armen Manne war aber in diesem Augenblicke ein großes Licht aufgegangen. Da die Kinderblattern in der umliegenden Gegend wirklich große Verheerungen angerichtet hatten, so war es ihm nun ausgemacht, der junge Graf bekomme die Blattern. Es wunderte ihn selbst, daß dieses ihm nicht sogleich eingefallen war. So unwissend indeß der alberne Mensch war, so war er doch schlau genug, seine Unwissenheit zu verbergen. Er sagte: „Ich merkte es sogleich im ersten Augenblicke, die Blattern seyen im Anmarsche. Allein ich wollte es nur nicht sogleich sagen, aus Furcht, die gnädige Frau Gräfin und Eure Herrlichkeit zu erschrecken.

Die jungen Herrschaften sind in der größten Gefahr, angesteckt zu werden.«

Alonso merkte die List des vorgeblichen Doktors wohl; indeß sagte er mit spöttischem Lächeln bloß: „Da hättest du über meine Familie ein großes Unglück bringen können! Ich sollte wirklich recht böse über dich werden. Du mußt mit den Geheimnissen deiner Kunst nicht so zurückhaltend seyn; man muß die Leute doch auch warnen. Doch geh nur hin, und verordne dem Knaben eine solche Arznei, die du in deiner Weisheit für die wirksamste erkennen wirst.« Ambrosio entfernte sich unter vielen Verbeugungen und lauten Verwunderungen, über die Einsichten Seiner Herrlichkeit in die Tiefen der Arzneikunst.

Der grausame Alonso machte sich nicht das geringste Bedenken daraus, das holde Kind dem elenden Pfuscher anzuvertrauen. In seiner verzweifelten Lage kam ihm Ferdinands Krankheit sehr willkommen; ja er wünschte nichts sehnlicher, als der unverständige Dorfarzt möchte ihn durch verkehrte Behandlung ums Leben bringen. Es war dem schlauen Alonso auch sehr lieb, daß der einfältige Mensch, der aus sich machen ließ, was man wollte, nun einen rechten Lärmen anfangen, und mit seiner vermeinten Entdeckung das ganze Schloß in Schrecken setzen werde. Dadurch, dachte er, erweiset er mir einen großen Dienst, und befördert die Ausführung meines Anschlages.

In der That stürzte Ambrosio, nachdem er das kranke Kind noch einmal besehen, wie außer sich in das Zimmer der Gräfin, erhob einen entsetzlichen Jammer, und behauptete fest und steif: „Der kleine Engel Fernando bekommt die allergräßlichsten Blattern, und diese verwandeln sich dann, wie ich fürchte, am Ende noch in einen wahren Vitus.“ Er hatte Typhus sagen wollen.

Die Gräfin eilte bleich uud erschrocken in das Zimmer ihres Gemahls, und sagte: „Sollte wohl der unwissende Bartscheerer Recht haben — und sollte es wirklich an dem seyn, daß der gute Fernando die Blattern bekomme? Noch kann ich es nicht glauben!“ „Ich zweifle nicht, der Mann habe Recht!“ sagte Alonso; „zuweilen findet ja auch eine blinde Henne eine Erbse. Fernando ist leider sehr übel daran. Das Erste, was wir jetzt zu thun haben, ist unsere eigene Kinder vor Ansteckung sicher zu stellen. Wir müssen entweder den Knaben aus unserm Schlosse entfernen, oder mit unsern Kindern dieses Schloß räumen. Es ist da kein anderer Ausweg. Das letzte wird wohl das Beste seyn. Darum mache nur sogleich Anstalt, daß eingepackt werde. Doch jetzt laß mich allein; ich habe da äußerst wichtige und verdrießliche Geschäfte, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.“ Die Gräfin ging sehr bekümmert, und begab sich in das Zimmer des kranken Ferdinands.

Alonso blieb allein in dem schauerlichen Thurme. Die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, und es ward in dem alten Gewölbe, das ehemals ein Gefängniß gewesen, sehr düster. Allein in Alonsos Seele war es noch düstrer und dunkler. Denn Stolz und Eigennutz sind ein Abgrund des Bösen, und ersticken jede gute Empfindung, alles Gefühl für Gott und Menschen. In des verzweifelnden Aloson's Herzen stieg daher der gräßliche Gedanke auf, giftige Säfte unter die Arzneien des guten Ferdinands mischen zu lassen. „Die große Schmach,“ dachte er, „die Armuth und Noth, die mir drohen, lassen mir keine andere Wahl; ich muß den Knaben, der an all meinem Unglücke Schuld ist, mir vom Halse schaffen. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Die Krankheit des verhaßten Kindes bietet mir eine gute Gelegenheit dar, es auf eine unmerkliche Weise zu thun.“ Es fiel ihm wohl ein, den Barbier Ambrosio dazu zu bereden. Allein er fand es zu gefährlich, einen so albernen, schwatzhaften Menschen an einem so furchtbaren Geheimnisse Theil nehmen zu lassen. Er richtete sein Augenmerk auf einen jungen Menschen aus seinem Gefolge, Namens Pedro, in den er ein unbegränztes Zutrauen setzte. Dieser Pedro war ein junger Mann von vielen Talenten und großer Gewandtheit, keck und verwegen. Er bildete sich auf seine Vorzüge sehr viel ein, wollte sehr hoch hinaus,

und hatte sich sogar in den Kopf gesetzt, ein adeliges Fräulein, das ihm gefiel, zu heirathen. Alonso dachte, Pedros unglückliche Leidenschaft zu benützen, um ihn desto leichter zu bereden. Indeß fühlte er einiges Entsetzen, dem Pedro einen solchen Antrag zu machen. Die That kam ihm noch gräßlicher vor, da er sie nun aussprechen und einem Menschen offenbaren sollte. Es schauderte ihm mehrmalen; er kämpfte mit sich selbst und sein Innerstes war wie in einem Aufruhr begriffen.

Indem Alonso in solche schauerliche Gedanken vertieft war, kam der Kammerdiener, und war nicht wenig erstaunt, seinen Herrn mit der Miene und Geberde eines Verzweifelnden, den Kopf auf die Hand gestützt, an dem Schreibtische zu erblicken. Da Alonso die Gegenwart seines Dieners nicht wahr nahm, wagte es endlich dieser, leise zu fragen, ob es ihm nicht gefällig sey, zu speisen; indem die Frau Gräfin und die Kinder schon eine Stunde auf ihn warteten. Alonso fuhr auf, gleich einem Verbrecher, der darüber erschrickt, daß man ihn heimlich beobachte, und sagte zornig: „Ich esse heute nicht zu Nacht. Ich will durchaus allein seyn. Bringe Lichter, einige Flaschen Malaga und zwei Gläser hieher!“ „Zwei Gläser?“ fragte der Kammerdiener verwundert, weil sein Herr zu gleicher Zeit erklärt hatte, er wolle allein seyn. „Zwei Gläser, sagte ich,“ rief der Graf mit einem Blick,

der von Zorn funkelte; „hörst du nicht mehr wohl? Mach geschwind und bringe, was ich forderte; und dann pack dich, und laß dich diese Nacht nicht mehr vor mir sehen.“

Der treue Diener entfernte sich, und schüttelte, als er zur Thüre hinaus war, öfter den Kopf. Er fürchtete, sein Herr sey nicht recht bei Sinnen. Indeß brachte er ihm das Verlangte, und wünschte ihm mit besorgter Miene wehmüthig gute Nacht.

Fünftes Kapitel.

Der Lautenspieler.

Pedro, den Alonso sich zu Vollbringung seines furchtbaren Anschlages ausersehen hatte, war ein vortrefflicher Lautenspieler und ein so ausgezeichnet guter Sänger, daß er nicht leicht seines Gleichen fand. Alonso, der bei seiner Prachtliebe keinen Kostenaufwand scheute und die Künstler liebte, hatte ihn deßhalb in seine Dienste genommen. Der treffliche Sänger mußte sich gewöhnlich hören lassen, wenn Alonso große Tafel gab und er sang dann am liebsten die Heldenthaten und wundersamen Geschichten alter spanischer Ritter, die sich in dem Kriege gegen die Araber und Sarazenen hervorge-

than hatten. Er hatte in seinem Gesange das Eigene, daß er unnöthige Zierathen vermied, und mit seiner reinen, volltönenden Stimme jedes Wort so deutlich sprach, daß man keinen Buchstaben überhörte. Besonders wußte er die Leidenschaften, die in seinen Liedern vorkamen — Freude und Trauer, Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe — so glücklich auszudrücken, daß man sie mitfühlte. Alle Gäste wurden von seinem Gesange und dem begleitenden Lautenspiele oft so ergriffen, daß sie Essen und Trinken vergaßen, und in dem Speisesaale feierliche Stille herrschte.

Uebrigens war Pedro immer heiter und fröhlich, schön von Gestalt und blühend von Angesicht, und sein ganzes Betragen war ungemein artig und gefällig. Auch wußte er sich sehr nett und zierlich, gewöhnlich Grün mit Silber, zu kleiden, und die knapp anliegende spanische Tracht mit geschlitzten Bauschärmeln und purpurfarbener Schärpe, so wie der kurze Mantel und der kleine, runde, schwarze Hut mit den weißen Straußenfedern, den er immer etwas schief auf dem blonden, lockigen Kopfe trug, standen ihm sehr gut.

Er hatte studirt und bereits ein Jahr die Theologie gehört. Allein sein Talent zur Musik, das allgemeine Bewunderung erregte, machte ihn mit vielen Menschen, Vornehmen und Geringen, bekannt, und bald war keine fröhliche Gesellschaft mehr, bei

der er fehlen durfte. Da er nun selbst sehr lebenslustig war, so gab er die ernsten Studien auf, und lebte ganz der Kunst und der Freude. Man konnte ihm übrigens keinen bedeutenden Fehler vorwerfen, als daß er sehr leichtsinnig war, und sein Vergnügen darin fand, die Menschen zu täuschen und zum Besten zu haben, wozu er auch ein besonderes Talent hatte.

Dieser Lautenspieler Pedro hatte Alonso's ganzes Zutrauen gewonnen. Er wußte sich in alle Launen seines Herrn zu fügen, und ihm auf die feinste Art zu schmeicheln. Er galt bei ihm Alles, und war ihm unentbehrlich geworden. Auch Alonso's Kindern war er ein sehr lieber Mann. Er kam nie, ohne ihnen kleine Geschenke zu bringen; er brachte den jungen Gräfinnen bunte Bänder und künstliche Blumen, den jungen Grafen aber kleine zierliche Waffen, mit denen sie übrigens, da die Flinten und Säbel bloß von Holz waren, kein sonderliches Unglück anrichten konnten. Auch jene Trommel und Pfeife, die bei Ferdinands Ankunft erschollen, waren sein Geschenk. Er lehrte die Fräulein das Filetstricken, das damals die neueste Mode war; er verfertigte den jungen Herren Pfeile und Bogen, und lehrte sie damit nach einem Kürbisse schiessen, dem er, freilich etwas unförmlich, die Gestalt eines Türkenkopfs gegeben hatte. Er war unerschöpflich, sie zu unterhalten. Am liebsten aber

vernahmen die Kinder die alten Heldenlieder, die er ihnen vorsang, und für sie sehr gut auszuwählen wußte; sie hörten ihm allemal mit schauerlichem Vergnügen zu. Sie freuten sich deßhalb jedesmal über die Ankunft des fröhlichen Sängers Pedro noch mehr, als über die Ankunft ihres Vaters.

Auch dieses Mal hatte der Graf seinen Pedro mitgebracht; allein Pedro war gar nicht mehr der fröhliche Sänger, wie ehevor. Er war noch trauriger, als sein Herr. Er sah sehr blaß und verstört aus, redete wenig, und hatte alle seine vorige Munterkeit verloren. Er hatte sogar vergessen, den Kindern irgend ein Geschenk mitzubringen. Er vermied die Gesellschaft der Menschen, und wandelte mit verschlungenen Armen in den dunkelsten Laubgängen des Gartens umher. Die Kinder suchten ihn dort auf, und baten ihn, eines seiner schönen Lieder zu singen. Er aber sagte kurz, er sey zum Singen gar nicht aufgelegt, und bat sie, ihn zu verschonen und allein zu lassen.

Von dem Garten zog sich ein grüner Rasen zwischen hohe, schauerliche Felsen hin. Das alte Denkmahl eines Helden aus der gräflichen Familie, der vor Jahrhunderten in dem Kriege gegen die Sarazenen hier gefallen war, stand auf diesem Platze errichtet. Pedro begab sich, als es bereits Mitternacht war, hieher. Der Vollmond erleuchtete das moosbewachsene, halb verwitterte Denkmahl von

grauem Steine, und einen Theil des blaßgrünen Rasenplatzes. Alles, was sonst noch hier zu sehen war, bedeckten die buschigen Felsen mit schwarzen Schatten. Pedro setzte sich in die tiefsten Schatten, und sang dem Wiederhalle traurige Lieder vor.

Ohne daß Pedro Jemand gehen gehört, stand auf einmal Don Alonso vor ihm. „Bist du so spät noch hier, Pedro,“ sagte er, „und klagest diesen unempfindlichen Felsen deine geheimen Leiden? Komm mit mir; hier ist es so schauerlich, wie auf einem Kirchhofe! Ich habe dir angenehmere Dinge zu sagen, und werde dir fröhlichere Aussichten eröffnen.“ Er wandte sich und schritt voran, und Pedro folgte ihm stillschweigend und mit gesenktem Haupte.

Sechstes Kapitel.

Der arglistige Verführer.

Don Alonso ging durch den finstern Gang in den alten, furchtbaren Thurm, und verschloß und verriegelte sorgfältig alle die eisernen Thüren, durch die er mit Pedro kam. Sie traten in das Arbeitszimmer des Grafen. Zwei brennende Wachskerzen standen auf dem Tische, und erleuchteten das schwarz-

graue mit den Bildnissen und Waffen alter Ritter ausgezierte Gewölbe. Zu Pedro's großem Erstaunen lag zwischen den Weinflaschen und Gläsern auf dem Tische ein großes entblößtes Schlachtschwert.

„Setze dich zu mir, lieber Pedro," sprach Alonso, „ich habe mit dir zu reden, und diese mitternächtliche Stunde dazu ausersehen. Sieh doch nach, ob ich das Schloß des Vorzimmers auch wirklich abgeschlossen habe. Ich bin so zerstreut. Riegle auch die Zimmerthüre — mit sieben Riegeln möchte ich sagen, wenn sie so viel hätte."

Pedro that es, und setzte sich voll Erwartung der Dinge, die sein Herr ihm zu sagen habe, zu ihm an den Tisch.

Alonso schenkte Wein ein und sprach: „Trink erst; wir beide haben es nothwendig, unsern trüben Geist zu erheitern. Wie, stoß einmal an, lieber, lieber Pedro, du der treueste meiner Freunde!" Pedro stieß verwundert an, denn so vertraulich hatte sein Herr noch nie mit ihm gesprochen.

Sie tranken, Alonso schenkte mehrmal ein, schwieg aber noch immer. Diese Stille hatte für Pedro etwas Aengstliches und erregte ihm Schauer. Endlich fing Alonso an: „Ich befinde mich in einer schrecklichen Lage! Du, lieber Pedro, bist der erste Mensch, dem ich davon sage. Ich stehe in der drohendsten Gefahr zu Schanden zu werdeu vor der ganzen Welt. Die Schmach, die mich gleich

einem über mich herfallenden Berge zu bedecken droht, überlebe ich nicht. Liebster Pedro, ich bin ein Bettler. Von diesem Schlosse gehört kein Ziegel auf dem Dache mehr mein; von allen meinen Gütern bleibt mir nicht so viel, als ein Pferd mit dem Hufe bedecken kann.“

Pedro war über diese unerwartete Nachricht so erstaunt, daß er kein Wort darüber zu sagen wußte; es war ihm gar nie eingefallen, nachzudenken, woher Alonso das viele Geld nehme, seinen ungeheuren Aufwand zu bestreiten.

„Du siehst mich betroffen und mit starren Augen an, lieber Junge!“ sagte Alonso. „Mich wundert das nicht; denn bis zu dieser Stunde hast du um mich her nichts, als Glanz und Ueberfluß gesehen. Ach, liebster Pedro, nicht Alles was glänzt, ist Gold. Glaube mir, ich bin keine acht Tage mehr sicher, mit Weib und Kindern aus diesem Schlosse vertrieben zu werden. Wovon soll ich dann leben? Es ist zum verzweifeln. Meine Knaben wachsen heran; ich sollte sie an öffentliche Lehranstalten und auf die theure hohe Schule schicken, und kann keinen Heller für sie bezahlen. Die Mädchen sollten, wenn auch kein Heirathgut, doch wenigstens eine standesmäßige Ausfertigung haben, und ich kann ihnen nicht eine Stecknadel mitgeben. Denke, wie es da einem Vater um's Herz seyn muß!“

Pedro war sehr betrübt, und die Thränen standen ihm in den Augen.

„Du weinest, treue Seele!“ sprach Alonso; „nun denke dir erst, welchen herzzerreißenden Jammer Mutter und Kinder erheben werden, wenn wir dieses Schloß für immer räumen müssen! Ach die gute Mutter! Die arme Frau weiß nicht, wie schlecht ich stehe. Sie merkt wohl so etwas davon, daß meine Finanzen nicht die besten seyen. Sie ermahnt mich oft, sanft und schüchtern, zu sparen. Sie selbst lebt hier auf dem Schlosse, wenn ich nicht da bin, so schlecht und recht, wie eine Bürgersfrau, und meint Wunder, was das sey, wenn sie des Jahrs ein oder zwei hundert Gulden erspart, die ich manchmal an einem Abende am Spieltische verliere. Wie wird sie sich entsetzen, wenn sie von meiner ungeheuren Schuldenlast hört! Das wird ihr Tod seyn. Und doch ist mir all der Jammer noch nichts gegen die Schmach, die meiner wartet. Diese ertrage ich nicht; ich überlebe sie nicht. Lieber todt, als so beschimpft. In dieser äußersten Noth nehme ich nun meine Zuflucht zu dir, liebster, bester Pedro! Du bist der Mann, auf den ich mein ganzes Vertrauen setze! Du mußt mein Retter seyn!“

„Ich?“ rief Pedro höchst erstaunt; „träumet Ihr, lieber Herr, oder verwirren Eure mißlichen Umstände Euch die Sinne? Ich habe von der Welt

nichts, als mein Lautenspiel. Was kann ich Aermster für Euch thun?«

„Viel, sehr viel, Alles!“ sagte Alonso; „Du sollst nicht nur mir helfen, sondern auch dir selbst. Du sollst ein ausgemachter Mann, ein Mann, von Rang und Vermögen, ein Edelmann werden. — Was schauest du mich so seltsam und bedenklich an? Ich scherze nicht; in diesen meinen traurigen Umständen am allerwenigsten. Es ist mein Ernst. Wir wollen einmal recht vertraulich mit einander sprechen, mein theuerster Pedro! Höre mich an! Ich weiß die Geheimnisse deines Herzens sehr gut, obwohl du sie sorgfältig vor mir verheimlichest. Umsonst bist du nicht so blaß und abgemagert, und singst anstatt lustiger Lieder den tauben Felsen deine Qualen vor. Jenes wunderschöne Fräulein, dem du zu Madrid Unterricht im Gesang und Lautenspiel gegeben, ist die Urheberin deiner Leiden. Du erröthest? Du fürchtest, ich werde dich tadeln, daß du deine Gedanken zu einem adeligen Fräulein erhebest, und wohl gar den Gedanken hegest, sie zu heirathen? Nein, ich tadle dich nicht; die Vortrefflichkeit des Fräuleins entschuldigt deine Wünsche. Ja, ich weiß nicht nur dein Geheimniß; ich weiß noch mehr! Fräulein Laura theilt deine Empfindungen. Sie ist von deiner Liebenswürdigkeit entzückt; sie ist sehr geneigt, dir am Altare die Hand zu reichen. Heute noch würde sie mit dir ziehen, und

wenn es seyn müßte, mit dir vor den Thüren ihre liebliche Stimme ertönen lassen, um das tägliche Brod zu erwerben. Sie würde dabei sich so glücklich dünken, wie eine Königin. Allein den Eltern ist die Neigung ihrer Tochter zu einem Lautenspieler ein Gräuel. Sie wissen, wie ihr gegen einander gesinnt seyd, und daß euer Wunsch, einander zu heirathen, fast bis zum Wahnsinne gehe. Der Vater wollte dich aufgreifen lassen und dich nach Amerika senden. Allein die Mutter, diese kluge Frau, will sich keiner gewaltsamen Mittel bedienen. Sie thut, als wüßte sie von Allem nichts. Sie schrieb an eine Freundin, die fünfzig Meilen von hier entfernt lebt, und diese Freundin lud in einem sehr verbindlichen Schreiben und wie aus eigenem Antrieb das Fräulein zu sich auf ihr Schloß ein. Diese Freundin wird dort das arme Fräulein bewachen, wie in deinen Ritterbüchern die Drachen eine bezauberte Prinzessin bewachten. Entfernung und Zeit, hofft die Mutter, werde ihrer Tochter diese Neigung vergessen machen. So wird es auch gehen. Wenigstens wirst du das geliebte Fräulein in deinem Leben nicht mehr sehen. Du seufzest, guter Junge? Seufze nicht! Ich will dir einen leichten Weg zeigen, dir ein Rittergut und einen Adelsbrief zu verschaffen, und alsdann deine holde Laura mit Einwilligung der Eltern, als deine Braut in dein Schloß heimzuführen. Obwohl die Eltern

arm sind, und ihrer Tochter keine Aussteuer geben können, so würden sie dennoch lieber Hungers sterben, als sie an einen Bürgerlichen verheirathen, und wenn er auch alles Gold beider Indien hätte. Allein sobald du geadelt bist und überdies noch der Braut ein schönes Rittergut zubringest, werden sie gegen die Heirath eben nichts Sonderliches einzuwenden haben. Ich forschte sie aus, und kenne diese ihre Gesinnungen genau. Nun, liebster Pedro, hängt es nur von dir ab, Herr eines Schlosses, Edelmann und Bräutigam zu werden.«

»Ihr sprecht heute in lauter Räthseln,« sagte Pedro, »und ich begreife Euch nicht. Was Ihr mir da vorspiegelt, sind freilich lauter schöne goldene Träume — aber nichts weiter als Träume. Ich bin und bleibe der Unglücklichste aller Sterblichen.«

»Das sollst du aber weder seyn noch bleiben,« sprach Alonso. »Höre mich nur an, liebster Pedro.« Er rückte mit seinem Sessel näher, und sagte ihm mit hohler, gedämpfter Stimme in das Ohr: »Der kleine Knabe, der jetzt eben krank darnieder liegt, ist die Ursache meines Elends, meiner Verzweiflung — er darf nicht mehr gesund werden. Das ist Alles! Hast du mich verstanden?«

Pedro schüttelte mit dem Kopfe; Alonso fuhr mit leiser Stimme fort: »Du gibst ihm ein Säftchen als Arzney, von dem er nicht mehr gesund

wird. Ist das Unglückskind todt, so bin ich regierender Graf von Alvaida, und überlasse dir dieses Schloß. Bald kannst du dann hier mit deiner Gemahlin Laura an eben diesem Tische sitzen. an dem wir jetzt sitzen. Wenn du, ohne Verdacht zu erregen, dir kein Gift zu verschaffen weißt, so greife zum Dolch.«

Pedro sprang vom Sessel auf und rief: „Was? Wie? Ich? Ich sollte den holden Knaben, der mir nie ein Leid gethan, durch Gift oder Dolch hinrichten! Nein, nein! Das ist zu gräßlich! Mir schaudert! Nie, nie werde ich es thun! Ewig nicht!«

„Um Gottes willen," sprach Alonso, „schreie nicht so und höre mich nur erst an! Höre mich erst ganz, ohne mich zu unterbrechen und dann entscheide.«

Alonso suchte nun listig alle Scheingründe auf, das Gräßliche einer solchen That zu beschönigen, und den widerstrebenden Pedro dazu zu bereden.

„Siehst du das Schwert hier auf dem Tische, Pedro!« sagte er vertraulich. „Ich habe es im Kriege mit Macht geführt. Das Blut vieler Menschen, die mir kein Leid gethan haben, klebte daran. Ja, auf meine Befehle stürzten Freund und Feind, blühende Jünglinge und kraftvolle Männer, wie jener elende Knabe nie einer werden wird, zu Hunderten, ja zu Tausenden hinein in einen blutigen Tod. Ob der Krieg gerecht war? Ich weiß es

nicht; ich zweifle daran. Allein, ich hatte das nicht zu untersuchen. Ich überließ das Denen, die den Krieg unternommen. Ich war ein blindes Werkzeug meines Herrn, tödtete so Viele, als ich konnte, und hatte Ruhm und Ehre davon, ohne mein Gewissen zu verletzen. Auch ich bin dein Herr und Gebieter; sey du mein blindes Werkzeug. Vollziehe die Befehle deines Herrn. Ich, dein Herr gebiete Dir die That. Ob sie recht oder unrecht sey, das geht dich gar nichts an; das ist meine Sache. Ich will sie auf mich nehmen; so bleibt dein Gewissen rein. Du handelst gar nicht aus dir selbst; du gehorchst nur; und Gehorsam ist eine Tugend, kein Verbrechen.«

Pedro sagte: »Gebt mir dieses Euer Schwert; ich will es mit meiner Laute vertauschen. In einem ehrlichen Kriege, Stirn gegen Stirn, will ich zeigen, daß es mir nicht an Tapferkeit fehle. Allein Dessen, wozu Ihr mich gebrauchen wollet, bin ich nicht fähig. Dazu habe ich nicht Muth; so wie kein ehrlicher Mann ihn haben wird. Es schaudert mir davor! Meuchelmord ist das Schrecklichste, das ich mir denken kann; er ist schwarz wie die Hölle.«

»Nochmal, lieber Pedro,« sprach Alonso, »die Sache ist nicht so schlimm, als du sie dir vorstellest. Der Knabe ist gleich seinen frühe verstorbenen Eltern schwächlich, und brachte den Keim eines frü-

hen Todes schon mit zur Welt. Wenn er sich auch von dieser Krankheit, was gar nicht wahrscheinlich ist, wieder erholen sollte, wie lange wird er noch leben? Ein Jährchen höchstens; vielleicht kein halbes, vielleicht kein Viertel-Jährchen.«

Pedro sagte schüchtern: „Ferdinand ist wohl ein sehr zarter Knabe; allein daß er so schwach sein sollte, als Ihr ihn schildert, kann ich nicht glauben.“

„Mir ist das ganz ausgemacht und gewiß!« sprach Alonso. „Zwar könnte er wegen meiner hundert Jahre alt werden; ich würde es ihm nicht mißgönnen. Seine Erbschaft wäre mir gleichgültig, wenn meine Umstände nicht so schrecklich wären. Allein die Noth ist dringend, der Augenblick ist entscheidend. Wenn ich zuwarte, bin ich verloren. Zeit und Gelegenheit sind eben jetzt günstig, und kehren nicht so leicht wieder. Kein Mensch wird sich wundern, daß ein schon seit Lebens kränkliches Kind an einem heftigen Fieber sterbe. Es kann nicht der geringste Verdacht auf uns fallen. Lebt er aber nur noch acht Tage, so ist mein Unglück vollendet. Meine Ehre steht auf dem Spiele, das Wohl meiner Familie, Alles, Alles. Was ist nun besser, daß ein schwindsüchtiges Kind sein armseliges Leben noch einige Wochen hinschleppe, oder daß meine Ehre unwiderbringlich verloren gehe, und mein Weib und meine Kinder in unabsehliches Elend gestürzt werden? Warte nur noch zu und

du wirst bald mit Augen sehen, wie dein Herr mit allen den Seinigen aus diesem Schlosse verstoßen wird und als ein Spott und Hohn der Menschen, in irgend einer Bauernhütte vergebens ein Unterkommen suche. Und das Alles, damit das vom Siechthum gequälte Kind sich noch länger quäle. O wahrhaftig, einem Leidenden seine Leiden abzukürzen, ist eine Wohlthat für ihn. Das mußt du doch wohl einsehen?«

»Ich sehe wohl ein,« sprach Pedro, „daß man einer bösen Sache mit schönen Worten einen guten Schein geben kann. Manchem, der Euch so reden hörte, dürfte es fast so vorkommen, Ihr hättet Recht. Allein es ist nicht so; eine untrügliche Stimme in meinem Innersten spricht anders. — Mein liebster Herr und Gebieter! Der Himmel weiß es, Eure gegenwärtige Noth zerreißt mir das Herz. Wenn ich Euch mit meinem Blute, mit meinem Leben aus dieser Noth retten könnte — ich würde es mit Freuden thun. Aber, daß ich mein Gewissen so schrecklich beschwere, daß ich euch das Heil meiner Seele aufopfere — ach verlangt das nicht! Ich kann es nicht.«

»Nun denn,« sprach Alonso, sprang auf, und griff mit einem grimmigen Blicke nach dem Schwerte; »da du mir nicht zu Willen seyn willst, so will ich es kurz machen. Einer von Beiden, der Knabe oder ich — muß sterben. Da du mir deine Hülfe

versagst, du, auf den ich zu sehr vertraute, und ohne den ich die That nicht ausführen kann — da du willst, der Knabe soll leben, so will ich sterben. Hier vor deinen Augen stürze ich mich in dieses Schwert!“ Er stellte den Griff des Schwertes auf den Boden, und kehrte die Spitze gegen seine Brust.

Allein Pedro hielt ihn zurück. Er war überzeugt, daß Alonso, der ganz außer sich schien, keine leeren Drohungen vorbringe, sondern, daß er bei seiner heftigen Gemüthsart sicher auf der Stelle sich ermorden würde. „Um des Himmels willen, thut doch das nicht,“ sagte Pedro, den eine wahre Todesangst ergriff. „Ach, wenn es denn so seyn muß, und es nicht zu ändern ist, so ist es doch besser, der Knabe sterbe, als Ihr. Ich will Euch gehorchen.“

„Schwöre mir,“ sprach Alonso, „daß du mich nicht betrügen, sondern meine Befehle genau vollziehen wollest.“

Pedro schwor, zitternd und bebend; er war so blaß wie eine Leiche, und kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne. Noch nie in seinem ganzen Leben war es ihm so bang und unheimlich gewesen, wie bei diesem Eide. Nachdem er den furchtbaren Eid, so wie Alonso befahl, ihm nachgesprochen hatte, eine Hand auf das Schwert legend, die andere zum Himmel erhebend, sagte Alonso: „Nun gut! Wenn

du aber dich anders bedenken, wenn du diesen deinen Eid brechen und mir treulos werden solltest, so zittre — zittre vor meiner Rache!“ Zugleich schwang er sein Schwert über Pedros Haupt, daß dieser erschrocken zurück wich.

Alonso legte das Schwert bei Seite, setzte sich wieder an den Tisch, und bot dem Pedro die Hand. „Sey nur gutes Muthes,“ sagte er, „und mache aus der Sache nicht so viel Wesens. Es wird alles gut gehen. — Nun höre, was ich dir noch weiter zu sagen habe. Morgen mit Anbruch des Tages, reise ich mit allen den Meinigen in die Residenz. Denn Weiber und Kinder dürfen bei der Geschichte, die hier vorgehen wird, nicht zugegen seyn. Meine Frau wird zwar Schwierigkeiten machen, das liebe Muttersöhnlein zu verlassen. Allein der alberne Bartscheerer hat uns mit seinem Lärmen schon vorgearbeitet. Da sie weiß, wie bösartig dieses Jahr die Blattern seyen, so ist sie schon lange her sehr in Angst und Schrecken, ihre Kinder möchten in diesem Jahre von dieser garstigen Krankheit befallen werden. Ich denke, sie wird deßhalb eilen, mit ihren Kindern aus dem Schlosse weiter zu kommen. Sollte sie aber bei dem kranken Knaben bleiben wollen, und Miene machen, die Kinder allein mit mir ziehen zu lassen, so weiß ich zu befehlen, und sie wird zu gehorchen wissen. Zu ihrer Beruhigung werde ich aber dann sagen, daß

ich dich, den der Knabe wohl leiden kann, als Krankenwärter zurücklassen werde. Auch werde ich dir zum Scheine befehlen, du sollest einen Arzt aus Salamanka rufen lassen, was du aber wohl wirst bleiben lassen; denn Der würde uns den ganzen Handel verderben.“

„Noch Eins muß ich dir sagen,“ sprach Alonso, „damit ich morgen bei Zeiten weiter reisen kann. Heute Nacht, ungefähr bis ein oder zwei Uhr, kommt eine Ordonanz, ein Kürassier zu Pferd, und bringt mir in andern Geschäften einen Brief mit großem, königlichem Siegel. Bleib bis dahin auf, und nimm den Brief in Empfang. Vor Anbruch des Tages weckst du mich dann, und sagst, den Brief mit dem großen Siegel habe in der Nacht ein reitender Bote aus Madrid gebracht, und ich gebe vor, daß ich eilends zum Könige müsse. Das gibt mir einen Grund meine Leute zu treiben, sogleich abzureisen. Niemand bleibt hier zurück, als die alte Beschließerin, die du, so wie den einfältigen Barbier, leicht hintergehen kannst. Nach drei Tagen schickst du mir einen schwarz gesiegelten Brief voll Ach und Weh, mit der Nachricht, der junge Graf sey an seinem Fieber gestorben. Der Brief muß so geschrieben seyn, daß ihn Jedermann lesen darf. Was du mir sonst noch etwa wirst zu sagen haben, das schreibe auf einen besondern Zettel, den du beischließest. Der Reitende darf den

Brief nur in meine Hand übergeben. Niemand ahnet dann, was vorgegangen. Ich lasse dem jungen Herrn ein prächtiges Leichenbegängniß halten — und werde Grand von Spanien; du aber wirst Herr dieses Schlosses und Gemahl des liebenswürdigsten Fräuleins von der Welt. — So, nun geh! Gute Nacht!«

Pedro ging mit wankenden Schritten, wie ein Mensch im Traume. Er war von Schrecken, Furcht und Hoffnung wie betäubt. Wiewohl ihm die Hoffnungen, die ihm Alonso machte, sehr angenehm waren, so hatte ihn doch nur die Furcht vor den Drohungen dieses seines Herrn dahin gebracht, den Eid zu leisten, und er glaubte nun, er müsse die beschworene Mordthat vollbringen.

Siebentes Kapitel.

Die scheidende Mutter

Lange vor Anbruch des Tages pochte Pedro an der Thüre Alonso's, und übergab gemäß der Abrede den Brief, den er durch den Reitenden erhalten hatte. Alonso sagte zu seiner Gemahlin, die durch den Lärm aufgeweckt worden: „Ich muß eilends nach Madrid reisen; das kommt mir eben

nicht ungelegen. So können wir sogleich mit einander abreisen. Alles, was wir zur Reise nöthig haben, hast du sicher schon einpacken lassen?«

Donna Blanka antwortete: »Sollte der gute Fernando denn wirklich die Blattern bekommen, und sollte ich es nicht wagen dürfen, mit den Kindern hier zu bleiben?«

»Wie!« rief Alonso auffahrend, »willst du alle deine Kinder dem fremden Knaben aufopfern? Willst du sie blind, lahm, von Blatternarben entstellt, als Krüppel oder gar als Leichen um dich sehen?«

»Nun denn,« sagte Gräfin Blanka, »so reise mit den Kindern in Gottes Namen in die Stadt. Ich kann das kranke Kind nicht allein und ohne Pflege zurück lassen?«

»Wie aber?« sagte Alonso, »wenn unsere Kinder von dem Blatterngifte auch schon angesteckt seyn sollten, und es dann in der Stadt zum Ausbruch kommen würde? Sollten sie dann ohne mütterliche Pflege dahin sterben?«

»Dann werde ich auf die erste Nachricht in die Stadt eilen!« sagte die Gräfin.

Don Alonso rief mit Trotz: »Nun habe ich der Einwendungen satt. In einer Stunde müssen wir in dem Wagen sitzen. Das muß seyn; so will ichs. — Mein getreuer Pedro, den der Knabe liebt, mag indeß, so hart ich ihn entbehre, bei dem kranken Knaben zurück bleiben. Ich habe

ihm schon die nöthigen Befehle und zugleich den Auftrag gegeben, den besten Arzt aus Salamanka rufen zu lassen. Du kannst daher ganz ruhig seyn. Mach also Anstalt zur Abreise.«

Die Gräfin wußte aus langer Erfahrung, daß man dem heftigen Manne nicht widersprechen dürfe, ohne Uebel ärger zu machen. Sie ging und machte sich mit den Kindern reisefertig.

Völlig zur Reise angekleidet kam sie mit ihren Kindern in das Krankenzimmer des armen Kleinen. Die Kinder blieben jedoch in einiger Entfernung von dem Krankenbette stehen. „Ach, mein Gott?« seufzte der kranke Ferdinand; „so willst du mich denn verlassen, liebste Mutter? Und auch ihr, meine lieben Geschwister, wollet alle gehen, und euren kranken Bruder allein in seinen Schmerzen liegen lassen. Ach bleib doch, liebste Mutter, sonst sterbe ich gewiß!«

„Es muß so seyn,« sagte die Gräfiu, „ich darf nicht bleiben, liebster Fernando!« Sie hatte Thränen in den Augen. Ferdinand fing an zu schluchzen; alle Kinder weinten. Die Gräfin küßte den bestürzten Knaben, und segnete ihn. Sie ahnete nicht, daß sein lockiges Haupt schon auf eine schrecklichere Art, als sie es sich denken konnte, dem Tode gewidmet sey. „Sey getrost, liebster Fernando,« sagte sie, „Gott bleibt bei dir; Er wird dich retten. Wir alle beten für dich!«

Die Kinder nahmen nun, unter vielen Thränen auch Abschied von ihm, jedoch ohne sich dem Bette ganz zu nähern.

„Ach," sagte Ferdinand wehmüthig, „ist denn meine Krankheit so bös, daß ihr euch scheuet, mir näher zu kommen? Doch bleibt nur dort, wo ihr steht," rief er, als sie ihm näher kommen wollten, und wehrte ihnen mit der kleinen Hand ab. „Ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß ihr solche Schmerzen leiden müßtet, wie ich."

Die Gräfin weinte, von dieser liebevollen Sorgfalt für seine Geschwister gerührt, heftiger, und sagte: „Wir sehen uns alle bald wieder!" und wandte sich mit einem wehmüthigen Blicke von ihm.

„O," rief Ferdinand mit schmerzlicher Stimme „o nie, nie mehr, in dieser Welt nie mehr!"

Sie wandte sich noch einmal zu ihm. Allein Don Alonso rief mit donnernder Stimme zur Thüre herein: „Wird's bald? Der Wagen ist längst vorgefahren." Er wagte es nicht, zu dem kranken Kinde hinein zu gehen, und ihm Lebewohl zu sagen. Denn so grausam und gefühllos er gegen den armen schuldlosen Knaben war, und so muthig er in den Schlachten dem Tod in's Auge gesehen hatte, so hatte er jetzt doch nicht den Muth, einem Kinde, das er zu morden dachte, unter die Augen zu treten. Er fühlte wider Willen die Macht des Gewissens.

Die Gräfin aber riß sich mit ihren Kindern von dem kleinen Lieblinge ihrer Aller los, setzte sich mit ihnen in den Wagen, und der Wagen rollte über die zitternde Zugbrücke zum Burgthore hinaus.

Achtes Kapitel.

Der Betrüger, der sich selbst am meisten betrügt.

Nachdem Don Alonso mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, und sämmtlichem Gefolge das Schloß verlassen hatte, ward es Pedro in diesen alterthümlichen Mauern, in denen er allein zurück blieb und eine so furchtbare That vollbringen sollte, ganz unbeschreiblich bange. Die Stille, die rings um ihn herrschte, hatte für ihn etwas Schauerliches; der Wiederhall seiner Fußtritte in den gewölbten Gängen schreckte ihn. Mit bebendem Herzen betrat er das Zimmer, in dem Ferdinand krank lag.

„Ach du lieber Pedro!“ rief der holde Knabe, dessen Augen vom Weinen roth und aufgeschwollen waren, ihm entgegen; „du bist doch recht gut, daß du bei mir bleibest. Ich armes Kind wäre ja sonst ganz verlassen! Aber was ist dir? Du siehst ganz zerstört und entstellt aus! Bist du über die Abreise meiner Eltern und Geschwister so betrübt? Oder

geht dir meine Krankheit so zu Herzen? Ach, ich sehe es an deinen Blicken, ich werde wohl sterben müssen. Allein habe du kein zu großes Mitleid mit mir. Ich bekomme es ja besser; ich werde dann, wie die Mutter sagt, ein schöner Engel in dem Himmel. Hier auf Erden ist unser Bleibens doch nicht; wir wollen ja alle einmal in den Himmel kommen, zu dem lieben Gott, und wir freuen uns darauf! Du freuest dich doch auch darauf! Nicht wahr, lieber Pedro?"

Pedro schwieg; die Reden des unschuldigen Kindes schnitten ihm durch's Herz. Er konnte jetzt nicht mit Freude an den Himmel denken; er dachte mit Schrecken an die Hölle. Der Gedanke, dieses schuldlose, engelgleiche Kind zu morden, erfüllte ihn mit Entsetzen und sträubte ihm die Haare empor. Aber auch die Furcht vor dem Zorne Alonso's machte ihn beben, noch mehr, als die Furcht vor der Hölle. Es ward ihm sehr ängstlich; er stand auf, und ging in das nächste Zimmer. „Alonso," dachte er, „wird mich ermorden, wenn ich das Kind leben lasse, und das Kind wird dem Tode doch nicht entgehen. Er findet leicht andere Hände, es aus der Welt zu schaffen. Ich will einmal versuchen, ob ich Gift auftreiben kann; ich kann ja dann noch allemal thun, was ich will."

Pedro ging von dem Schlosse hinab in das Dorf, und sann unterwegs auf irgend einen Vor-

wand, von dem Barbier Gift zu kaufen. Denn er wußte wohl, es sey verboten, Gift zu verkaufen.

Ambrosio, welcher Doktor und Apotheker zugleich war, sah durch das Gitter am Fenster ihn kommen, stellte sich schnell an seinen Mörser, und stieß darauf los, daß man das Klingen schon von Weitem hörte. Er wollte sich das Ansehen geben, als habe er alle Hände voll Arbeit. Doch jetzt kam er aus dem Hause hervor, und rief schon von Weitem dem Pedro entgegen: „Ah, guten Morgen, guten Morgen, Herr Pedro, schon so früh auf? Nun; wie steht's mit unserm kleinen Pazienten? Doch, was ist Euch? Mich däucht, Ihr selbst habt meine Hülfe nöthig. Ihr sehet ganz blaß aus! Kommt, lasset mich Euern Puls fühlen! — Er geht sehr fieberhaft! Sagt doch einmal, was fehlt Euch?"

„Ach nichts!" sagte Pedro; „ich habe bloß die vergangene Nacht sehr schlecht geschlafen. Es gibt so viel Mäuse und Ratten in diesem alten Schlosse. Könnet ihr mir kein Gift für diese beschwerlichen Gäste geben?"

„Hum," sagte der Barbier, „ich hatte herrliches Mäusegift und ein prächtiges Mittel zum Besten der Ratten; allein wirklich bin ich nicht mehr damit versehen."

„Nun," sagte Pedro, „Ihr werdet doch sonst irgend ein Gift in Eurer Apotheke haben?"

„Nein" sprach der Barbier verdrießlich. „Der

Doktor von Salamanka, der meine Apotheke gevisitirt, hat mir alle Gifte weggenommen, ja sogar alle heftig angreifende Arzneimittel; er hat mir nur ganz unschuldige Mittel gelassen, mit denen ich kein zu großes Unheil anrichten könne.“

„Wißt ihr mir nicht sonst Gift zu verschaffen?“ fragte Pedro. „Ich hätte es wirklich sehr nöthig.“

Allein Ambrosio sagte höchst bedenklich: „Ihr werdet es ja doch nicht selbst einnehmen wollen? Ihr kommt mir heute so zerstört vor, daß Ihr zu so etwas wohl Lust haben könntet.“

„Liebwerthester Herr Doktor Ambrosio,“ sprach der betrügerische Pedro; ich sehe nun wohl, daß ich ganz aufrichtig mit Euch seyn muß. Seht, es gilt lediglich eine Wette. Ein junger Herr von Adel behauptete neulich in einer Gesellschaft, wie denn so beim Weine allerlei Gespräche vorfallen, einem Menschen wie mir, der nicht von Stand und Rang sey, werde man niemals Gift zu kaufen geben, so viel Geld er auch dafür auslegen wollte. Das verdroß mich, und ich wettete sechs Goldstücke, innerhalb sechs Tagen mir eine gute Portion Gift, in einem Pülverchen oder Säftchen, wie man es verlange, zu verschaffen. Damit Ihr aber seht, daß ich es redlich mit Euch meine und Euch die Wahrheit sage, so will ich den Gewinn der Wette mit Euch theilen. Seht, da habe ich die sechs Goldstücke, um die ich wettete, in Bereitschaft, und gebe

Euch hier drei davon. Nur muß ich das Pülverchen oder Säftchen sogleich haben, sonst verliere ich die Wette. Es sind an den sechs Tagen schon viere verflossen.«

Ambrosio blickte mit freudigen Augen auf das Gold. Allein so arm er war, so war er doch, wie die Bauern im Dorfe sich ausdrückten, eine recht ehrliche Haut. Wenn er geahnet hätte, wozu Pedro das Gift verlange, er hätte um alle Schätze der Welt ihm keines gegeben. Er sagte in seiner Einfalt: »Ei, da es nur eine Wette gilt, so ist das etwas Anderes. Obwohl ich kein Gift habe, und die Herren Apotheker mir keines verabfolgen lassen, so will ich Euch von dieser verbotenen Waare dennoch so viel verschaffen, als Ihr nur immer wollt. Einige Meilen von hier in dem Gebirge lebt ein alter Einsiedler, der, wie ich glaube, aus dem Morgenlande gekommen und ein großer Magnus ist.«

»Ein Magus, wollt Ihr sagen,« sprach Pedro; »und versteht darunter wohl gar einen Zauberer. Allein woher wißt Ihr, daß er das ist?«

»Ha,« sagte Ambrosio, »das ist gut merken, daß er so etwas von einem Zauberer ist, weil er oft ganze Tage hindurch auf den Bergen umher klettert, um Kräuter und Steine zu suchen, halbe Nächte bei seinem Schmelztigel am Glutofen sitzt, eine Himmelskugel in seiner Zelle stehen hat, und oft ganze Nächte hindurch nach den Sternen guckt.

Zu diesem will ich gehen. Da er alle Pflanzen und Kräutlein auf dem Erdboden, sowohl heilsame als giftige, genau kennt, so bereitet er mir sicher ein Tränklein, das ich nicht zum Schlaftrunke nehmen möchte; denn ich würde dann nicht mehr erwachen, bis an den jüngsten Tag. Ich will nur noch zuvor, in Kraft meiner aufhabenden Amtspflicht, nach meinem lieben kleinen Pazienten sehen.«

„Geht lieber sogleich zu dem Einsiedler,« sprach Pedro; „Euren kleinen Pazienten habt Ihr ja gestern so reichlich mit Arznei versehen, daß er wohl acht Tage genug daran hat. Ich werde ihm jede Stunde fleißig davon eingeben.«

„Thut aber das gewiß,« sagte Ambrosio, und drohte ihm mit dem Finger; „sonst könnte es übel gehen. Denn eine Krankheit gedeiht nie besser, als wenn meine hülfreiche Hand sie unterstützt.« Er setzte seine etwas zerzauste Staatsperücke auf, nahm seinen bordirten dreispitzigen Hut unter den Arm und seinen mit Messing beschlagenen und einer großen Quaste gezierten Stock in die Hand, und sagte noch: „Ich werde eilen, so gut ich kann. Längstens bis die untergehende Sonne den Rand jenes Berges dort berührt, bin ich wieder da.«

Pedro war froh, daß es ihm gelang, Ambrosio zu betrügen. Er hätte nun gerne auch sich selbst betrogen, und sich überredet, die That, die er vor-

habe, sey nicht so böse. In solche finstere Gedanken vertieft wanderte er dem Schlosse zu.

Es war ein herrlicher Sommermorgen; allein Pedro achtete nicht darauf; er ging durch den Garten, ohne dessen Schönheit zu bemerken. Als er in das düstere Schloßthor trat, überfiel ihn ein Schauder. „Es wäre doch besser gewesen,“ dachte er, „ich hätte die Schwelle dieses Schlosses gar nie betreten. Wenn ich dem Don Alonso den furchtbaren Eid nicht geschworen hätte, ich würde mein Vorhaben aufgeben, und entfliehen. Allein jetzt kann ich nicht mehr anders; ich muß meinen Eid halten.“ So suchte Pedro sein böses Vorhaben unter Gewissenhaftigkeit zu verstecken. Allein wenn er recht in sein Herz hinein geblickt hätte, so würde er entdeckt haben, daß die Begierde, Herr dieses Schlosses zu werden und die schöne Braut heim zu führen, tief darin verborgen stecke, und ihn fast so sehr als die Furcht vor Alonso antreibe, das Verbrechen zu begehen.

Pedro suchte noch andere Vorwände auf, sein böses Vorhaben zu rechtfertigen; er sagte bei sich selbst: „Wenn ich die That unterlasse, so entsteht ein noch ohne Vergleich größeres Unglück daraus. Don Alonso ermordet dann nicht nur mich, sondern auch sich selbst; seine Familie wird in einen großen Jammer versetzt, und geräth in Armuth und unermeßliches Elend.“ Allein Pedro bedachte nicht, daß

man nie, auch nicht das geringste offenbar Böse thun dürfe, um größeres Böses zu verhüten. Seine Lehrer an der hohen Schule hatten ihm diese Wahrheit treulich gesagt und ihm unwiderlegbar bewiesen: „Man muß die Gebote Gottes genau erfüllen, und darf kein Haar breit davon abweichen, wenn auch dem Anscheine nach allerlei Uebel daraus erfolgen könnten.“ Auch sein Gewissen sagte ihm: „Thu', was recht ist, und überlaß den Erfolg Gott.“

Neuntes Kapitel.

Ein Mensch im Kampfe mit sich selbst.

Als Pedro in das Krankenzimmer trat, grüßte der kleine Ferdinand ihn freundlich, und fragte ihn wehmüthig: „Wo bist du denn so lange gewesen, lieber Pedro? Es ist schon mehr, als eine Stunde, daß ich dich nicht mehr gesehen!“

„Ich bin wegen deiner bei dem Arzte gewesen!“ sprach Pedro.

„Du guter Pedro,“ sagte der Knabe; „du bist doch recht besorgt um mich. Was sagt der Arzt?“

„Er hofft,“ sprach Pedro, „du werdest bald wieder gesund werden; er läßt dir sagen, du sollest nur fleißig einnehmen.“

„Nun," sagte Ferdinand, „so gieb mir nur sogleich Arznei. Ich soll jede Stunde einnehmen, und jetzt sind schon fast anderthalb Stunden vorbei."

Pedro gab ihm Arznei. Ferdinand nahm sie sehr muthig ein, und dankte dem Pedro auf das Freundlichste. Pedro setzte sich neben das Bett. Die Freundlichkeit des holden Knaben, an der er sonst so große Freude gehabt, machte ihn traurig; der Blick aus Ferdinands arglosen Augen, mit denen er so zutraulich zu ihm empor sah, drang Pedro tief in's Herz. Er konnte ihn nicht ertragen, stand eilends auf, und ging hinaus. Scheu und unstät irrte er in allen Gängen und Zimmern des Schlosses, im Schloßhofe und im Garten umher. Er kam dann wieder auf einige Augenblicke in das Krankenzimmer, konnte es aber da am allerwenigsten aushalten. Nirgends hatte er weder Rast noch Ruhe; es war ihm, als verfolge ihn ein Gespenst. Er mochte weder essen noch trinken. Sein schreckliches Vorhaben verscheuchte allen Frieden aus seinem Herzen. Der Tag war ihm unbeschreiblich lange. „Einen solchen qualvollen Tag," seufzte er öfter, „habe ich noch nie erlebt!" Je mehr sich aber der Abend näherte, je bänger wurde es ihm. Er empfand eine Angst, als wollte man ihn hinrichten. Er trat öfter an das Fenster, um nach der Sonne zu sehen. Endlich berührte sie das Gebirg; er schaute hinaus auf den Weg, auf

dem der Barbier kommen sollte. Er sah noch nichts von ihm, und es war ihm fast lieb, weil ihm denn doch vor dem Verbrechen, das er begehen sollte, schauderte.

Er ging wieder zu Ferdinand, und setzte sich an das Krankenbett. „Aber warum gibst du mir so lange keine Medizin, lieber Pedro?“ fragte Ferdinand; „Es sind schon wieder zehn Minuten über eine Stunde verflossen.“

Pedro stand auf, die Arznei zu holen. Er hatte sie in das Nebenzimmer gestellt, unter dem Vorwande, daß es dort kühler sey. Allein er hatte das Arzneiglas nur dahin getragen, um das Gift, ohne daß Ferdinand etwas davon merke, damit vermischen zu können. Er brachte die Arznei, und goß davon in ein zierliches Schälchen von vergoldetem Porzellan. Der Gedanke an das Gift, das er dem schuldlosen Knaben in eben dieser Schale reichen wollte, sobald die nächste Stunde schlagen würde, erschütterte ihn so, daß er zitterte. Ferdinand trank die Arznei, gab ihm die leere Schale zurück, und sagte: „Gott wird dir Alles vergelten, was du an mir thust.“

Diese Worte trafen Pedro, wie ein Blitzstrahl. „Ja wohl Alles,“ dachte er, „also auch den Mord.“ Er schauderte zusammen, und stieß wider Willen einen Seufzer aus.

„Was ist dir doch heute, lieber Pedro?“ sagte

Ferdinand. „Den ganzen Tag hindurch kommst du mir sehr seltsam vor; und eben jetzt siehst du ganz erschrecklich aus. Ach, wenn ich dich so ansehe, ist es mir als sähe ich ein Gespenst, oder gar den Tod an meinem Bette stehen. Du bist nicht mehr du. Ich fürchte du bist sehr krank, und schlimmer daran, als ich!«

„Das mag wohl seyn!« sagte Pedro, wandte sich, und ging schnell zur Thüre hinaus. „Ach!« sagte er, „es mag wohl wahr seyn, was ich einmal hörte: „Kein Gift kann in dem Leibe des Menschen eine solche furchtbare Zerstörung anrichten, als eine böse That in der Seele des Menschen.« Wenn der, der sie bloß vorhat, eine solche Hölle in seinem Innern fühlt, wie muß es erst Dem seyn, der sie wirklich begangen hat?«

Pedro wischte sich den Schweiß ab, und trat draußen auf dem Gange an ein offenes Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Da erblickte er den Barbier, der auf die Gartenthüre zuging, durch die ein kürzerer Weg in das Schloß führte. Pedro eilte sogleich die nächste Wendeltreppe hinab in den Garten, winkte dem Ambrosio in eine dunkle Laube, und sagte leise zu ihm: „Nun, gieb mir, was du mir bringst!« „Ich komme leer,« sagte Ambrosio; „der ehrwürdige Mann gab mir kein Gift.« „Nicht?« sagte Pedro erschrocken; er fürchtete, der Barbier möchte Verdacht erregt haben. „Und warum denn

nicht?« fuhr er fort, „was sagte der Eremit?« „Ha,« sprach Ambrosio, „der Emerit sagte, er müsse das Gift erst bereiten; morgen werde er selbst kommen.« Pedro wußte nicht, sollte er zürnen oder sich freuen. „Nun,« sagte er, „so ist es auch recht. Ich danke dir für deine Mühe, und wünsche dir gute Nacht.«

Allein Ambrosio rief: „Was denkt Ihr von meinem Amtseifer, dem Eifer eines kunsterfahrnen Arztes? Meint Ihr, ich werde gehen, ohne den mir von hoher Hand anvertrauten Pazienten zu sehen? Nicht doch, ich eile zu ihm.«

Er ging mit Pedro und trat an das Bett des Kranken. Ferdinand war von der Betrübniß über die Abreise seiner Pflegemutter und seiner Geschwister, und über Pedros seltsames Betragen äußerst erschöpft. Ambrosio besah ihn lange, fühlte, mit seinem gewöhnlichen Kopfschütteln und Achselzücken ihm den Puls — und ging. Pedro begleitete ihn, und fragte draußen: „Nun, wie stehts?«

„Schlimm, äußerst schlimm,« sagte Ambrosio; „seht Ihr's denn nicht selbst? Der kleine Kranke, der gestern wie eine Rose blühte und glühte, ist leichenblaß; der Puls ist so äußerst schwach, wie ein Spinnenfädelein; große Mattigkeit und Schlafsucht stellt sich ein. Das sind die Vorboten des Todes. Je nun, es liegt nicht immer am Arzte, daß der Kranke gesund werde; für den Tod ist kein

Kräutlein gewachsen. Das arme Kind erlebt den kommenden Morgen nicht mehr.“

Bei diesen Worten fiel dem Pedro ein schwerer Stein vom Herzen. „Wenn der Knabe ohne mein Zuthun stirbt,“ dachte er, „wer ist dann glücklicher, als ich! Ich erspare mir eine That, vor der ich mich entsetze; und der erwünschte Lohn entgeht mir doch nicht. Denn ich werde dann meinen Herrn in der Meinung bestärken, ich sey es, der das Kind aus der Welt geschafft, ihm aber zu der reichen Grafschaft verholfen — und er hält dann sein gräfliches Wort, und macht mich zum Herrn dieses Schlosses.“

Er ging wieder hinein und setzte sich etwas ruhiger an Ferdinands Krankenbett. Ferdinand blickte ihn freundlich lächelnd an, und sagte: „Nun siehst du nicht mehr so fürchterlich aus, lieber Pedro; du hast jetzt wieder ein menschliches Angesicht. Nicht wahr, jetzt ist es dir wieder besser? Allein ich fühle mich sehr matt und abgeschlagen.“

Pedro wünschte ihm gute Nacht, zündete ein kleines Nachtlicht an, das in dem Zimmer eine schwache Dämmerung verbreitete, ging in das Nebenzimmer, und warf sich angekleidet auf sein Bett. Da er die verflossene Nacht schlaflos zugebracht, und die furchtbare Angst ihn den Tag hindurch sehr abgemattet hatte, so überwältigte ihn sogleich der Schlaf.

Zehntes Kapitel.

Der Meuchelmörder.

Pedro wurde die Nacht hindurch von furchtbaren Träumen geschreckt. Es träumte ihm, er sehe Ferdinand an den Folgen des Giftes unter den schmerzvollsten Zuckungen sterben; er selbst aber werde, von einer unermeßlichen Menge Volkes umgeben, zum Hochgerichte hinaus geführt. Alsdann hatte er aber wieder Träume von angenehmen Dingen, mit denen er sich in seinen Gedanken am liebsten beschäftigt hatte. Bald träumte ihm, er fahre in einer prächtigen Kutsche mit vier Pferden, und eine Menge Volkes staune ihn an, und neige sich tief vor ihm; bald kam ihm vor, er sitze reich gekleidet mit vielen Gästen an einer prächtigen Tafel voll köstlicher Speisen in silbernen Schüsseln, und auserlesener Weine in goldenen Bechern; bald träumte ihm, seine Braut trete, mit Blumen bekränzt und mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, zur Thüre herein. Als er erwachte, schien bereits die Morgenröthe in das Fenster. Pedro stand auf, und sah nach Ferdinand. Der gute Knabe lag mit geschlossenen Augen und halbgeöffnetem Munde da, und sein blasses Angesicht war mit Schweiß bedeckt. „Das ist Todesschweiß,“ dachte Pedro, „und die Art, wie das sterbende Kind athmet, ist wahres

Röcheln des Todes; das Kind wird aus diesem schweren Schlafe wohl nicht mehr erwachen!«

Pedro fühlte, da er am gestrigen Tage fast keinen Bissen gegessen hatte, starken Hunger. holte sich ein großes Brod und eine Flasche vom besten Weine, setzte sich damit an das offene Fenster seines Zimmers, schnitt von dem Brod große Stücke herab, und ließ sich den Wein sehr wohl schmecken. Er blickte mehrmal durch das Fenster hinaus in die herrliche Gegend; die waldigen Berge, die Rebenhügel und die reichen Getreidefelder waren von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, an dem grünen Ufer des nahen Flusses weideten Kühe, und eine ferne Anhöhe war mit einer zahlreichen Schafheerde bedeckt. „Dieses Alles ist nun bald mein!« sprach Pedro freudig; »ja, ich bin nunmehr ein reicher Mann und ein ausgemachter Herr! Welches Fräulein im Lande sollte sich weigern, sich von mir zum Altare führen zu lassen?« Er schenkte nochmal ein, trank auf das Wohl seiner Braut, dünkte sich schon einen adeligen Herrn, stellte den Arm in die Seite und blickte stolzer um sich, als je der stolzeste spanische Edelmann.

Allein Pedro hatte sich in Ferdinands Krankheit sehr geirrt, und dem unwissenden Dorfarzte zu viel geglaubt. Es war gar nichts daran, daß Ferdinand die Blattern bekommen werde. Das Fieber hatte ihn gestern Abends bereits verlassen;

darum hatte er so blaß ausgesehen und sich so matt gefühlt. Der Schweiß, den Pedro für Todesschweiß hielt, war sehr wohlthätig und vollendete die Genesung; das Schnarchen, das Pedro für Todesröcheln hielt, war bloß die Folge eines sehr gesunden Schlafes.

Als Pedro eben das letzte Glas ausgetrunken hatte und aufstehen wollte, um noch einmal nach dem Knaben zu sehen, und dann Dinte, Feder und Papier zu holen, und den Trauerbrief an seinen Herrn über Ferdinands Tod aufzusetzen — trat Ferdinand vollkommen angekleidet zur Thüre herein, und rief: „Guten Morgen, lieber Pedro! O freue dich mit mir! Ich bin nun wieder frisch und gesund, und lebe wieder ganz neu auf.“

„Das sollst du aber nicht, Knabe,“ schrie Pedro, höchst ergrimmt, alle seine Hoffnungen mit einmal so vereitelt zu sehen. Glühend vom Weine, von dem er zu viel und zu schnell getrunken hatte, griff er nach dem Messer, das auf dem Tische lag, sprang auf, und ging auf den armen Knaben los, ihn zu erstechen.

„Um des Himmels willen, lieber Pedro,“ rief Ferdinand; „du wirst mich ja nicht ermorden wollen?“

„Das will ich!“ sprach Pedro, uud zückte in erhobener Hand das Messer gegen ihn. Ferdinand, der sehr flink und behend war, und den die Angst noch behender machte, entwischte schnell durch eine

Seitenthür in ein anderes Zimmer, und aus diesem wieder in ein anderes. Pedro verfolgte ihn von Zimmer zu Zimmer bis in den großen Saal, und schloß die Thüre hinter sich zu. Ferdinand wollte durch den Haupteingang des Saales, der zwei Flügelthüren hatte, entrinnen. Allein der Arm des Kleinen reichte nicht bis zu dem obern Riegel hinauf, der vorgeschoben war.

In Mitte des Saales stand eine große Tafel, mit einem bunten Teppiche bedeckt, der bis an den Boden reichte. Ferdinand floh, immer von Pedro verfolgt, um die Tafel herum, und wendete sich bald rechts bald links, so daß die Tafel immer zwischen ihm und seinem Verfolger war. Dabei rief er beständig mit jammernder Stimme: „Ach Pedro! Laß mich leben! Bringe mich nicht um! Was habe ich dir denn gethan, daß du so aufgebracht gegen mich bist? Ach, bist du denn ganz von Sinnen? Ach, vergieß doch nicht unschuldiges Blut! Erbarme dich meiner, so wird Gott sich deiner auch erbarmen, wenn du in Noth kommst! Glaubst du denn nicht, daß Gott Alles sieht, und das Böse bestraft? Bedenke, was Don Alonso dazu sagen wird, wenn du mich ermordest?“

„Eben der will, daß ich dich ermorde!“ rief Pedro und strengte, von dem Namen des ihm so fürchterlichen Alonso noch mehr aufgeregt, aufs Neue alle seine Kräfte an, den Knaben zu ergreifen.

Bisher war es dem Pedro, der vom Weine taumelte und sich mehrmal an der Tafel halten mußte, nicht gelungen, den fliehenden Knaben zu erreichen; allein Ferdinand, der von seinem Uebelbefinden sich doch noch nicht ganz erholt hatte, wurde bald müde, und seine Kräfte verließen ihn. Pedro erhaschte ihn bei den Locken. Als der erschrockene Knabe keine Möglichkeit mehr sah, dem Mörder zu entrinnen, fiel er auf die Knie, streckte seine kleine Arme zum Himmel, und schrie mit herzdurchdringender Stimme: „O Gott, da kein Erbarmen auf Erden mehr ist, so erbarme Du Dich meiner! O all' ihr Mächte des Himmels steht mir bei!“

Pedro, der fast noch mehr zitterte, als der geängstete Knabe — stieß mit abgewandtem Gesichte und bebender Hand mehrmal auf ihn zu. „O Jesu, Marie,“ rief jetzt das bedauernswerthe Kind, „ich bin getroffen! Ich blute! Ach sieh, dieses Blut schreit zum Himmel um Rache gegen dich, Pedro, wie das Blut Abels gegen Kain!“

Pedro sah hin. Das todtenbleiche Angesicht des holden Knaben, seine flehenden Blicke zum Himmel, das Blut, das ihm aus Brust und Schulter hervorquoll und sein weißes Gewand roth färbte, erschütterten Pedro. Er ließ den aufgehobenen Arm mit dem blutigen Messer sinken, und sagte mit bebender Stimme: „Schweig, lieber Fernando! Ich

thue dir nun kein Leid mehr. Verzeih mir! Ich war von Sinnen. Wenn deine Wunden nicht tödtlich sind, und du noch zu retten bist, so will ich dich retten."

Ferdinand aber stützte, noch immer kniend, sich mit einer Hand auf den Boden, und streckte die andere gegen Pedro aus, als wollte er neue Messerstiche abwehren. Sein Angesicht war das Angesicht eines Sterbenden, und sein Blut aus drei Wunden benetzte sein Gewand! — —

Eilftes Kapitel.

Der unbekannte Ritter.

Als nun Pedro bleich und ohne Bewegung, wie eine Bildsäule, so da stand, und überlegen wollte, was er mit dem verwundeten Kinde anfangen solle, aber nicht recht zur Besinnung kommen konnte, und sich weder zu rathen noch zu helfen wußte — horch! da war es ihm, als höre er donnern. Er blickte gegen die hohen Saalfenster hin. Die Sonne, die zwischen Gewitterwolken aufgegangen war, schoß feurige Strahlen herein. Pedro bebte vor Gottes strafender Gerechtigkeit.

Jetzt dünkte ihn, noch mächtigeres Donnern zu

vernehmen. Allein das Getöse, das er hörte, glich bloß dem Donner. Man polterte heftig an die große Saalthüre, und eine tiefe, furchtbare Stimme rief: „Auf, auf! Mörder, mach auf!“

Pedro zitterte an allen Gliedern, und wagte es nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Allein plötzlich geschah ein furchtbarer Stoß an die Thüre, und sie sprang mit mächtigem Krachen auf. Ein Mann von hoher, ansehnlicher Gestalt und in schwarzer, ritterlicher Kleidung nach spanischer Tracht, mit kurzem rothem Mantel, weißem Halsgekröse von feinen Spitzen, und mit überhängenden schwarzen Federn auf dem Hute, trat herein; in der Rechten schwang er ein großes, blankes Schwert und rief, indem er Pedros Kopf zu spalten drohte, mit mächtiger Stimme: „Stirb, Mörder!“

Pedro entsetzte sich über diese Erscheinung, die in vollem Glanze der Morgensonne vor ihm stand. Es war ihm, als sähe er den Engel des Gerichts vor sich stehen; das Schwert schien ihm zu brennen, und Blitze von sich zu werfen. Der bestürzte Pedro bebte zurück, sprang seitwärts, und suchte durch die offene Saalthüre zu entfliehen. Allein ein bewaffneter Krieger, der Diener des Ritters, trat ihm mit gezücktem Schwerte entgegen. Pedro zog sich in eine Ecke des Saales zurück, fiel auf die Knie nieder und flehte um Gnade. Der fremde Ritter sprach: „Du wirst deiner Strafe nicht ent=

gehen; doch zuerst muß ich mich des unglücklichen Kindes annehmen!“ Er winkte seinem Diener, und dieser stellte sich, das Schwert in der Hand, neben Pedro.

Der Ritter betrachtete nun das blutende Kind, und rief voll des innigsten Mitleids: „O Gott, sollte ich zu spät gekommen seyn!“ Er lehnte sein Schwert an die Wand, hob den kleinen Ferdinand, der Kopf und Arme sinken ließ und die Augen geschlossen hatte, vom Boden auf, setzte ihn auf den Tisch, und untersuchte dessen Wunden. „Gott Lob,“ sprach er, „sie sind nicht tödtlich! Das Messer war zu stumpf, durch die Kleidung tiefer einzudringen.“ Er befahl Pedro, ihm Ferdinands Krankenbett zu zeigen, legte den Knaben auf das Bett, zerriß einiges Leinenzeug von dem Bette, verband damit eilig, um nur vorerst das Blut zu stillen, die Wunden, und that Alles, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Ueber eine Weile kam Ferdinand aus seiner tiefen Ohnmacht wieder zu sich, schlug die Augen auf, und blickte den fremden Mann lange starr an. Der Ritter, dessen Angesicht vorhin, als er mit Pedro geredet, höchst furchtbar gewesen, lächelte nun mit himmlischer Freundlichkeit gegen Ferdinand, und sagte: „Sey getrost, liebes Kind, mit Gottes Hülfe werde ich dich heilen!“

Der Ritter befahl hierauf seinem Diener, mit Pedros Hülfe, Alles, was zu ordentlicher Verpfle-

gung des verwundeten Knaben in dem Schlosse vorfindlich sey, herbei zu schaffen, aber von dem, was hier vorgehe, zu schweigen. Beide gingen; er aber setzte sich gleich einer zärtlichen, sorgsamen Pflegemutter an Ferdinands Bett.«

Das bedauernswerthe Kind, das kaum von einer Krankheit aufgestanden war, und sogleich darauf so grausam mißhandelt und verwundet worden, war von Schrecken und Blutverlust so entkräftet, matt und müde, daß es bald einschlief.

Als die zwei Männer mit dem Verlangten zurück kamen, stand der Ritter leise, um das schlafende Kind nicht zu wecken, auf, winkte seinem Diener, seinen Platz am Krankenbette einzunehmen, faßte den Pedro kräftig beim Arme, führte ihn an ein Fenster, und sagte mit gedämpfter Stimme, die aber dennoch den Pedro zittern machte: »Ich durchschaue das ganze Gewebe von Bosheit, in das du dich hast verwickeln lassen. Don Alonso hat dich beredet, dem kranken Kinde anstatt der Arznei Gift zu geben, um es aus der Welt zu schaffen, und dann der Welt weiß zu machen, es sey natürlichen Todes gestorben. Er befahl dir, im äußersten Falle, wenn du kein Gift zu erhalten wüßtest, zum Dolche zu greifen. Damit das ruchlose Verbrechen desto leichter könnte verheimlicht werden, erfand er die Lüge, die Krankheit des guten Kindes sey ansteckend, und gab sich den Anschein,

als flüchte er aus Furcht vor Ansteckung mit Frau und Kindern in die Stadt. Jetzt wartet der Bösewicht, der zugleich Mörder und Erbe seyn will, auf einen Boten von dir — mit der erwünschten Todesnachricht, um die Grafschaft in Besitz zu nehmen, und seine verschwenderische Lebensart, die wegen seiner Schulden zu Ende geht, von Neuem anzufangen.“

Pedro war hoch erstaunt, und es war ihm unbegreiflich, wie dieser furchtbare Unbekannte einen Anschlag, der um Mitternacht und bei verschlossenen Thüren, als das größte Geheimniß verabredet worden, so klar und genau wissen könne. Er gestand, daß Don Alonso ihm durch Drohungen einen schrecklichen Eid abgenöthigt habe, den jungen Grafen Fernando durch Gift oder Dolch aus der Welt zu schaffen. Er bekannte reumüthig, er habe das kranke Kind vergiften wollen, aber nicht sogleich Gift bekommen können. Er behauptete hingegen standhaft, daß er, wie wohl er nach dem Messer gegriffen und Fernando verwundet habe, dennoch von dem Anblick des blutenden Knaben und der Macht seines Gewissens erschüttert, die That nicht habe vollenden können, sondern bevor der Herr Ritter noch an der Thüre gerufen, des Kindes verschont habe! Er brach in Thränen aus, und dankte Gott, der ihn abgehalten habe, die gräßliche That zu vollenden.

Der Ritter sagte kein Wort, ob er die Reue des Verbrechers für aufrichtig oder für erheuchelt halte; er sprach bloß: „O ihr grausamen, blutgierigen Tieger! In euren Klauen werde ich das arme schuldlose Lamm nicht mehr lassen! Ich weiche nicht mehr von seiner Seite, und werde es vor euch zu beschützen wissen.“

Er machte nun Anstalt, Ferdinands Wunden sorgfältiger zu verbinden, als es im ersten Augenblicke geschehen konnte. Sein treuer Diener sagte: „Ich will euch dabei Hülfe leisten, lieber Herr! Allein damit ich dies ungestört thun kann, muß ich zuvor noch ein anderes Geschäft vornehmen. Ich habe da einige Stricke in dem Schlosse vorgefunden; mit diesen will ich dem Bösewicht Hände und Füße binden, damit er uns indeß nicht entrinne.“

Pedro fiel vor dem Ritter auf die Knie, und flehte laut jammernd um Gnade und Erbarmen. Der kleine Ferdinand erwachte von Pedros Jammergeschrei, und rief: „Was habt ihr mit Pedro vor?“

„Binden wollen wir ihn, den Meuchelmörder,“ sagte der Diener des Ritters, „und ihn dem Gerichte überliefern, damit man ihm den Kopf abschlage.“

„Ach, thut doch das nicht!“ sprach der gutherzige Knabe mit schwacher wehmüthiger Stimme. „Pedro war immer gut und freundlich gegen mich!

So oft er hieher kam, brachte er mir schöne Sachen mit; auch lehrte er uns Kinder allerlei lustige Spiele. Nie sonst hat er mir ein Leid gethan! Nur als er dieses Mal hieher kam, war er ganz trübselig und verwirrt. Wir Kinder merkten es ihm sogleich an. Endlich wurde er ganz wahnsinnig, und wollte mich im Wahnsinne umbringen. Allein so rasend er war, so erhörte er doch mein Flehen und erbarmte sich meiner! Ach, erbarmt Euch nun auch seiner, weil er sich zuletzt meiner doch noch erbarmt hat!"

„Du lieber guter Fernando," sprach der Ritter; „das that er nur, weil er mich an der Thüre heftig rufen und klopfen hörte."

„O nein, nein," sprach Ferdinand, „schon ehe Ihr an der Thüre so fürchterlich gelärmt habt, nannte er mich wieder seinen lieben Fernando und versprach, mir kein Leid mehr zu thun. O glaubt mir, ich rede die Wahrheit. Er kann ja nichts dafür, daß er wahnsinnig wurde. Und so groß auch sein Wahnsinn gewesen, so war sein Mitleid mit mir doch noch viel größer. Ach, bringt ihn deßhalb nicht in Unglück; sorgt lieber dafür, daß der arme Mensch wieder zur Vernunft gebracht werde. Ich müßte weinen, wenn man ihm ein Leid anthäte. Mein Leben lang würde es mir Kummer machen, wenn man ihm wegen meiner den Kopf abgehauen hätte. Wegen meiner soll kein Blut vergossen werden!"

Der Ritter war über die edlen Gesinnungen des Kindes entzückt. „Du bist ein sehr gutes Kind, lieber Fernando!“ sprach er, und wandte sich hierauf zu Pedro, und sagte: „Pedro, auf das Zeugniß dieses unschuldigen Kindes und auf seine Fürbitte will ich dich verschonen.“

Der Ritter wusch nun die Wunden des Knaben, legte lindernde Ueberschläge darauf, und verband sie mit der größten Sorgfalt. Als er damit fertig war, sprach er zu seinem Diener: „Nun wollen wir den kleinen Engel eine Weile ruhen lassen, und ihn dann dieser Mörderhöhle entreißen und mit uns nehmen.“

Pedro nahte sich dem Ritter sehr demüthig und sagte: „Es sey mir, Eurem geringsten Diener, erlaubt, ein Wort vorzubringen, das wenigstens aus einem aufrichtigen Herzen kommt. Don Alonso erwartet jede Stunde Nachricht von dem Tode des Kindes. Wird er nun vernehmen, ich habe seine Aufträge nicht vollzogen, sondern, wie er glauben muß, ihn an Euch verrathen, und das Kind leben lassen, so wird er wüthend vor Zorn. Er wird mich zu verderben suchen, und ich werde seiner Wuth nicht entrinnen. Doch von mir will ich gar nicht reden; ich verdiene den Tod! Aber er wird suchen, das Kind wieder in seine Gewalt zu bekommen; und werdet Ihr es ihm dann vorenthalten können? Könnet Ihr das Kind und euch selbst

gegen seine Wuth sicher stellen? Ich kenne Euch zwar nicht, und weiß Eure Verhältnisse nicht. Allein Ihr dürft Euch wohl vorsehen! Don Alonso ist schlau und mächtig, aller Ränke voll und alles Bösen fähig. Obwohl er in Schulden steckt, so hat er doch noch viele mächtige Freunde. Mit einer gerichtlichen Klage gegen ihn würdet Ihr kaum aufkommen. Sein Ansehen würde mein Zeugniß gegen ihn, für das ich keine Beweise vorbringen kann, niederschlagen, und das gute Kind würde wieder in seine Gewalt kommen. Es wäre daher wohl das Beste, wenn ich dem Herrn schriebe, Fernando sey gestorben, und wenn ich dann bloß zum Scheine, was sich leicht machen läßt, ein Leichenbegängniß veranstaltete. Ihr könnet dann den jungen Grafen ganz ungestört bei Euch behalten, und würdet Zeit gewinnen, seine Rechte auf die Grafschaft geltend zu machen. Glaubt mir, das Leben und Glück dieses Kindes, dessen edles Herz ich jetzt erst recht kennen gelernt, ist mir so lieb, als mein eigenes Leben.“

Der Ritter fand Pedros Vorschlag sehr klug; doch wollte er einen solchen Betrug nicht geradezu gut heißen. „Mach' das, wie es dir gut däucht,“ sagte er; „das ist deine Sache. Darein mische ich mich nicht. Uebrigens erkläre ich dich hiemit für frei und du kannst nun thun, was du willst.“

Pedro war dessen sehr froh, dankte dem Ritter,

und eilte in die Küche, bei der Beschließerin, die zugleich eine gute Köchin war, ein Mittagsmahl zu bestellen. Er sah den Barbier in der Küche stehen und dachte: „Den überlästigen Menschen muß ich augenblicklich entfernen; der würde es überall ausplaudern, daß ich Fernando verwundet habe.“

Ambrosio fragte neugierig: „Wer ist denn der fremde Herr mit rothem Mantel und dem großen Degen an der Seite, der heute Morgens, von einem Diener begleitet, auf das Schloß kam?“

„Der ist der Doktor von Salamanka,“ sagte der listige Pedro ganz gleichgültig.

„O weh!“ rief der erschrockene Barbier; „zu diesem gehe ich nicht hinauf! Der könnte mich wieder examiniren oder mir gar meine herrliche Apotheke wegnehmen, was er sich schon einmal erkühnt hat. Nein, nein, da mache ich mich eilends aus dem Staube, gleich dem Esel in der Fabel bei dem Anblick des griesgrämigen Löwen.“ Er lief fort und ließ sich mehrere Tage nicht mehr in dem Schlosse sehen.

Pedro bediente den Ritter mit vieler Gewandtheit bei Tische, und schaffte Alles herbei, was für den verwundeten Knaben noch weiter dienlich seyn konnte. Als die Nacht angebrochen war, nahm der Ritter den kleinen Ferdinand sanft auf seine Arme, umhüllte ihn mit seinem Mantel, und trug ihn mit sich fort; und sein Diener begleitete ihn.

Niemand im Schlosse und in der Gegend sah ihn gehen, als Pedro, und auch dieser wußte nicht, woher der Ritter gekommen, oder wohin er gegangen. Der Ritter war, wie vom Himmel gefallen, erschienen, und nun eben so schnell wieder verschwunden.

Noch in der Nacht setzte Pedro sich hin, und schrieb an Don Alonso einen ausführlichen Brief über Ferdinands vorgeblichen Tod. In einem besondern Zettel, den er beilegte, sagte er, daß es ihm sehr schwer geworden, den gnädigsten Befehl zu vollziehen. Er habe kein Gift bekommen können, deßwegen zum Dolch greifen müssen, und das Kind mit drei Dolchstichen getödtet. Er pries diese vorgebliche That, als ein belohnenswerthes Verdienst an; denn die Hoffnung ein vornehmer Herr zu werden und das adelige Fräulein zu heirathen, regte sich auf's Neue mächtig in seinem Herzen.

Am folgenden Morgen machte Pedro bekannt, der junge Graf sey gestorben. Da die Leute auf Versicherung des geschwätzigen Barbiers die Krankheit des Kindes für eine Art von Pest hielten, so scheuten sich alle, auch die neugierigsten, den Leichnam sehen zu wollen. Pedro warf ganze Hände voll Wachholderbeeren in aufgestellte Glutpfannen, und goß so viel Weinessig auf glühende eiserne Platten, daß die Leute von den aufsteigenden Rauchwolken und dem fast erstickenden Dampfe schon am Eingange des Schlosses zurückgeschreckt wurden.

Auch die Männer, die sich mit der Bestellung der Leichen abgaben, wußten es dem Pedro Dank, daß er sie dieses Geschäftes überhob und sie dennoch reichlich bezahlte. Pedro legte indeß, um noch sicherer zu seyn, ein Gypsbild, das er irgendwo im Schlosse aufgefunden, in den kleinen Sarg, und verhüllte es mit einem weißen Schleier von feinem, nur wenig durchsichtigen Flor. Mit einbrechender Nacht wurde der Sarg unter Begleitung einiger Geistlichen und vieler in schwarzen Flor gehüllter Fackelträger, in die Familiengruft beigesetzt. Ein so leichsinniger Mensch übrigens Pedro war, so verdammte ihn doch sein Gewissen, daß er, kaum dem Tode entronnen, die frommen, ehrwürdigen Gebräuche der Kirche betrügerischer Weise entweihte, und er fürchtete sich sehr, die Strafe Gottes für einen solchen Frevel werde ihm nicht ausbleiben.

Zwölftes Kapitel.

Der Einsiedler.

Der unbekannte Ritter, der so plötzlich sich in dem Schlosse eingefunden und den jungen Grafen Ferdinand mit sich fort genommen hatte, war ein seltner, außerordentlicher Mann, der große Eigen=

schaften, aber auch große Eigenheiten hatte. Auch seine Schicksale waren sehr denkwürdig. Als ein noch sehr junger Mann hatte er bei Hofe großen Beifall gefunden, und eine der ansehnlichsten Hofstellen erhalten; die ersten adeligen Familien der Hauptstadt wünschten mit ihm verwandt zu werden; wirklich ward er auch mit einem Fräulein von ausgezeichneter Schönheit und Tugend verlobt. Das Hochzeitfest sollte, auf dem viele Meilen weit entfernten, väterlichen Schlosse des Fräuleins gefeiert werden. Er reiste, von vielen adeligen jungen Herren umgeben, dahin; alle waren auf's prächtigste, in Sammet und Gold, gekleidet; alle voll Jubel und Freude.

Allein, da er voll froher Hoffnungen an der Schloßpforte abstieg, kamen Eltern und Verwandte ihm in schwarzen Trauerkleidern laut jammernd entgegen — denn Theodolinde, seine liebenswürdige Braut, lag bereits im Sarge. Ein heftiges Fieber hatte sie schnell hinweg gerafft! Er wollte wenigstens die Leiche der geliebten Braut noch einmal sehen. Der Sarg wurde geöffnet. Ihre Schönheit war von der Krankheit und der beginnenden Verwesung furchtbar entstellt. Der schauerliche Anblick zerriß ihm das Herz. Der tief erschütterte Bräutigam stand mit todtenbleichem Angesichte und gerungenen Händen lange unbeweglich da, und betrachtete die Leiche. „Dies, dies also,“ rief er

Bayerische Staatsbibliothek München

endlich, „war jene liebliche Theodolinde! O, wo sind nun jene hellen Augen, die schöner als die Sterne glänzten! Jene Wangen, die mit ihrer sanften Röthe die Rosen beschämten! Jene purpurrothen Lippen, lebhafter als Granatblüthen! Ach Alles, Alles ist für immer dahin!“

Nie in seinem Leben hatte er die Vergänglichkeit aller Dinge und die Hinfälligkeit der Jugend und Schönheit so gefühlt. Wo er nur hinblickte, glaubte er nichts als Tod zu sehen. Jedes welke Blatt erinnerte ihn an das Sterben; die ganze Erde erschien ihm als ein großer Kirchhof. Die Vergnügungen des Hoflebens waren ihm zuwider; sein eigenes Leben hatte in seinen Augen keinen Werth mehr. Er nahm Kriegsdienste, und machte mehrere Feldzüge mit. Des Lebens überdrüßig suchte er den Tod. Allein auch hier schwang er sich durch Einsicht, Geistesgegenwart und Tapferkeit bald empor, und erwarb sich großen Ruhm. Seine Verdienste wurden allgemein anerkannt, und er stand, wie bisher bei Hofe, so auch jetzt bei dem Kriegsheere in großem Ansehen. Man sagte sogar, der König werde ihn zu einem Herzoge erheben.

Allein seine Verdienste, die von seinen Neidern blindes Glück genannt wurden, zogen ihm viele Feinde zu, unter denen Alonso der heftigste, und wegen seiner List und Verschlagenheit der gefährlichste war. Sie suchten ihn zu stürzen. Die Frei-

müthigkeit des kühnen Helden, mit der er Alles, was schlecht war, unverholen schlecht nannte, gab ihnen Gelegenheit dazu. Sie beschuldigten ihn, obwohl er ein Mann von den edelsten Gesinnungen war, gefährlicher Grundsätze. Er wurde von ihnen fälschlich angeklagt, und stand, wie es damals in Spanien bestellt war, in großer Gefahr, auf Lebenslang eingekerkert oder gar heimlich in dem Gefängnisse hingerichtet zu werden. Seine Freunde wagten es nicht, sich seiner anzunehmen, und verließen ihn. Es blieb ihm, obwohl er sich seiner Unschuld bewußt war, kein anderes Rettungsmittel übrig, als eine schnelle Flucht. Er flüchtete sich in das Gebirg. Ein einziger Diener, der ihm treu geblieben, begleitete ihn.

Auf dieser mühseligen Wanderschaft über hohe Berge und durch tiefe Abgründe kam er in ein geräumiges Thal, das nicht schöner hätte seyn können. Hohe Felsen und niedrige Hügel, mit Gebüschen und Bäumen vom lieblichsten Grün bewachsen, umgaben die blumige Ebene. Ein Bach, der von einem Felsen stürzte, floß hell wie Krystall mitten hindurch. Seitwärts in dem Thale stand eine schöne, große Kapelle, die aus röthlich grauem Steine erbaut und ein Meisterstück der Kunst war. Der schlanke Thurm, von vielfach durchbrochener Arbeit, ragte hoch empor; das Portal war, nach alterthümlicher Art, sehr kunstreich

Bayerische Staatsbibliothek München

in Stein ausgehauen, und mit vielen Bildnissen der Heiligen und mancherlei Laubwerk reichlich verziert. Man sagte, ein Herzog, der vor uralter Zeit in einem Treffen gegen die Sarazenen hier in Lebensgefahr gerathen und wunderbar errettet worden, habe zufolge eines Gelübdes diese schöne Kapelle erbaut. Da aber die Familie des Stifters längst ausgestorben war, so wurde der herrliche Bau nicht mehr gehörig unterhalten, und es war zu fürchten, daß er in wenigen Jahren den Einsturz drohen werde.

Unser bedrängter Ritter ging in die Kapelle hinein. Die hohen Fenster prangten mit Glasmalereien von den lebhaftesten Farben, der Altar aber mit reich vergoldetem Schnitzwerk. Ehrfurcht erweckende Dämmerung und feierliche Stille herrschte an diesem Gott geweihten Orte. Der Ritter nahete sich dem Altare, warf sich auf dem marmornen Pflaster auf die Knie nieder, neigte sich tief, und betete voll Inbrunst und mit heißen Thränen, Gott wolle ihn, bei den vielen Lebensgefahren, die ihm überall drohten, in seinen heiligen Schutz nehmen, und ihn behüten und bewahren.

Nachdem er lange gebetet, stand er auf, und betrachtete das Altargemälde. Anfangs, als er aus dem vollen Sonnenscheine in die dämmernde Kapelle getreten war, dünkte es ihm kaum bemerkenswerth; jetzt aber erschien es ihm von wunder-

samer Schönheit. Es stellte die Himmelfahrt Mariä vor, die auf goldenen Wolken und von jubelnden Engeln umgeben, mit unbeschreiblich frommen, aufwärts gerichteten Blicken, zum Himmel empor schwebte. Das Gemüth des Ritters wurde mit zum Himmel erhoben. „Ach," sagte er, „was können wir in diesem Thal der Zähren, wo Alles so gar eitel und vergänglich ist, uns Besseres wünschen, als in jene Wohnungen dort oben aufgenommen zu werden!" Der fromme Spanier betete: „O Du milde, gütige, süße Jungfrau Maria, wende Deine barmherzigen Augen zu uns, und sey unsere Fürsprecherin, damit wir nach diesem Elende in unser himmlisches Vaterland aufgenommen, und dort bei Dir und Deinem gebenedeiten Sohne ewig selig werden."

Indem er aus der Kapelle trat, blickte er zum Himmel und seufzte: „Nun, lieber Gott, leite ferner meine Tritte, und laß mich irgend ein Plätzchen finden, wo ich abgeschieden von der Welt nur Dir leben kann."

Er war kaum einige Schritte gegangen, so sah er seitwärts eine Klause, die zu der Kapelle zu gehören schien. Er klopfte wiederholt an der niedrigen Thüre. Er hoffte, weil er sehr hungrig war, wenigstens ein Stück trocknes Brod zu erhalten. Ein alter, eisgrauer Hirt aus dem Gebirge, kam mit wankenden Schritten, in einer Hand

den stützenden Stab und in der andern den Rosenkranz haltend, des Weges, um in der Kapelle zu beten, und rief ihm zu: „Ihr klopft vergebens, lieber Herr; der Einsiedler, der hier wohnte, ist schon lange gestorben, und leider werden wir nicht sobald einen Andern bekommen.“ Da kam dem Ritter plötzlich der Gedanke sich in dieser Einsiedelei vor seinen Feinden zu verbergen, und hier sein Leben ganz Gott zu widmen. Für jetzt reiste er zwar mit seinem Diener weiter, allein nach einiger Zeit kamen Beide in Einsiedlertracht wieder zurück. Er suchte um Erlaubniß an, nebst seinem Mitbruder die ziemlich zerfallene Klause bewohnen zu dürfen. Alle Bewohner der Gegend zeigten darüber große Freude, überließen ihm die Klause, und baten ihn, die Obsorge über die Kapelle zu übernehmen. Er versprach es, und hielt sein Wort über all ihre Erwartung. Obwohl es seine Feinde dahin gebracht hatten, daß sein Vermögen eingezogen worden, so waren ihm, ohne daß sie davon wußten, doch noch bedeutende Summen Geldes geblieben. Er ließ daher die Kapelle wieder herstellen; anstatt der engen, zerfallenen Klausnerhütte aber ein geräumiges festes Gebäude aus Quadersteinen aufführen, das mit seinem dunkelblauen Schieferdache, den spitzen Fensterbogen, und dem schönen Portale, zu dem hinauf mehrere Staffeln von gehauenen Steinen führten, ein sehr ehrwürdiges, klösterliches Aussehen hatte.

Im Innern des Hauses hatte er zum Wohnen, Studiren, Speisen und Schlafen, je ein besonderes Zimmer, nebst zwei Gastzimmern, erbaut. Die ganze Einrichtung des Hauses war so beschaffen, wie es einem Manne von Stande, der sich dem einsamen Leben widmen wollte, geziemte. Alles war sehr einfach und ohne Prunk, jedoch waren die Zimmer mit einigen sehr schönen christlichen Gemälden und kunstreichen Bildhauerarbeiten aus Elfenbein geziert, die er schon früherhin besaß, und heimlich hatte hieher bringen lassen; auch fehlte es nicht an einer kleinen, aber auserlesenen Büchersammlung.

Hinter dieser freundlichen Einsiedelei erhob sich ein Wald von Kastanienbäumen, die groß wie die Eichen waren, und lauter süße Früchte trugen. Vor der Wohnung breitete sich ein großer Raum aus, der ungebaut, aber sehr fruchtbar war. Der neue Einsiedler schuf ihn in einen herrlichen Garten um, der nach kurzer Zeit seinen Fleiß reichlich belohnte. Auf den zahlreichen Bäumen erblickte man, zwischen dunkelgrünem Laube, purpurgestreifte Aepfel und blaßgrüne Birnen, sanftrothe Pfirsiche, dunkelrothe und veilchenfarbige Feigen, hellgelbe Zitronen und goldrothe Pomeranzen. Die Gartenmauer war mit Reben bekleidet, ja sogar an den Ulmenbäumen, die den Garten umgaben, wanden sich Reben mit großen blauen und gelben Trauben em-

vor, und schlangen ihre traubenschweren Ranken von einem Baume zum andern. Mancherlei nützliche Gewächse und duftende Blumen grünten und blühten auf den Gartenbeeten. Die nahen, waldbewachsenen Hügel und die entfernteren hohen Felsenberge, auf denen man eine unermeßliche Aussicht hatte, erhöhten die bezaubernde Schönheit dieses glücklichen Aufenthalts noch mehr.

Hier lebte nun der edle Mann, der sich, bloß mit seinem Vornamen, Bernardo nannte, in stiller Einsamkeit nur Gott und sich selbst. Er las täglich in der heiligen Schrift, und studirte die Schriften, die von den Kirchenlehrern und andern großen Männern der Vorzeit auf uns gekommen sind. Am liebsten las er in den vier heiligen Evangelien, und sein Gemüth ward von dem lebendigsten Glauben an Jesus Christus erfüllt, und sein Herz glühte von Liebe zu Ihm. „Ich habe einen sichern Port des Heils gefunden,“ sagte er öfter, „die Stürme der Welt können mir nichts mehr anhaben.“

Er sammelte Kräuter und Steinarten, machte chemische Versuche, und beobachtete die Sterne. Er arbeitete den Tag über manche Stunde im Garten. An heitern Morgen, wenn die Morgenröthe hinter den Bergen empor stieg, sang er heilige Lieder zum Lobe Gottes, die er mit der in Spanien so allgemein beliebten Laute begleitete.

Manchmal ging er in stiller Nacht, wann der

Mond am wolkenlosen Himmel glänzte, in ein dunkles Wäldchen von Myrthen und Zypressen, wo er einen einfachen Stein errichtet und mit eigener Hand die Worte hinein gegraben hatte: „Dem Andenken Theodolindens.“ Oben auf dem Steine glänzte ein vergoldetes Kreuz. Hier stellte er ernste Betrachtungen an über Tod und Unsterblichkeit, und tröstete sich über Grab und Verwesung mit freudigen Hoffnungen des Wiedersehens und des ewigen Lebens im Himmel.

Sein einziger, treuer Diener, Namens Friedrich, ein geborner Deutscher, der neben ihm ehemals in heißer Schlacht gefochten, ihm einst das Leben gerettet, und ihn in diese Einsamkeit begleitet hatte, bediente seinen Herrn mit der liebreichsten Sorgfalt, übernahm den schwerern Theil der Gartenarbeit, und besorgte die kleine Hauswirthschaft. Er legte auch ein Ackerfeld an, das er anstatt des Pfluges mit einer Hacke bearbeitete und mit einer dichten Hecke von Rosmarin umgab, der in diesem warmen Lande zu einem hohen, ansehnlichen Strauche gedeiht und in solcher Menge wächst, daß man ganze Gebüsche davon findet. Friedrich kaufte auch einige Ziegen, angelte in dem nahen Flusse, und fing in den waldigen Bergen Gebirghühner und Schnepfen. So nährten sich Beide von Brod und Milch, Fischen und Vögeln, und von den trefflichen Gemüsen und köstlichen Baumfrüchten, die ihnen der Garten darbot. Was

ihnen sonst noch abging, wußte der ehrliche Diener aus der Nachbarschaft herbei zu schaffen.

Uebrigens hatte Bernardo, obwohl er, so wie sein Diener den einfachen Habit eines Einsiedlers trug, seine ritterliche Kleidung und Waffen in einem besondern Kasten aufbewahrt; noch sorgfältiger bewahrte Friedrich seine Waffen und kriegerische Kleidung in einer wohlverschlossenen Kiste auf, weil er hoffte, noch einmal Gebrauch davon zu machen.

Die Bewohner des umliegenden Gebirges waren redliche fromme Hirten, deren zahlreiche Schafheerden auf den Bergen voll gewürzhafter, wohlriechender Kräuter reichliche Nahrung fanden, und die weltberühmte spanische Wolle lieferten. Dieses gutmüthige Hirtenvolk, das noch jene Einfalt der Sitten hatte, die man an den Schäfern der Vorwelt preist, gewannen Bernardo bald so lieb, daß sie ihn ihren Vater nannten, ihn öfter besuchten, und in allen ihren Nöthen ihre Zuflucht zu ihm nahmen. Seinen Diener nannten sie Bruder Friedrich, waren gegen ihn noch vertraulicher, und hatten auch zu ihm große Liebe. Sie wußten Bernardo's frühere Geschichte nicht; indessen vermutheten sie, daß er von hohem Stande sey. Er redete aber nie davon; er hatte aller ehemaligen Herrlichkeit wie eines leichten Morgentraumes vergessen, und fühlte sich in seiner Einsiedelei so glücklich, als es ein Mensch hier auf Erden nur immer werden kann.

Der ehrwürdige Vater Bernardo war nun eben der Einsiedler, zu dem jener unverständige Barbier gekommen war, Gift von ihm zu begehren. Es war für Bernardo ein Leichtes, ihn auszuforschen, was man mit dem Gifte vorhabe. Der geschwätzige Barbier erzählte bei einem Glase Wein, das Bernardo ihm vorsetzte, mit großer Ausführlichkeit und vielem Selbstlobe, Alles, was er wußte, oder sich zu wissen einbildete. Er sagte, daß der kleine Graf Ferdinand die Kinderblattern bekomme, oder doch ein sehr ansteckendes Fieber habe; daß die Ehre, den erlauchten Sprößling zu kuriren, ihm, dem gräflichen Chirurg, überlassen worden; daß die hohen Herrschaften sich eilends, sammt und sonders, entfernt hätten, um vor Ansteckung sicher zu seyn; daß Niemand bei dem kranken Kinde zurückgeblieben, als der artige Herr Lautenspieler Pedro, der jetzt, bloß um eine Wette zu gewinnen, das Gift verlange. Bernardo fand aus diesem Geplauder sogleich das Wahre heraus, und entdeckte das Geheimniß, das der kurzsichtige Barbier selbst nicht wußte; es war ihm ausgemacht, man wolle den jungen Grafen vergiften. Bernardo wußte, wie verhaßt der kleine Erbe der herrlichen Grafschaft dem feindseligen Alonso sey, und zweifelte nicht im Geringsten an dessen furchtbarem Anschlag. Er sagte aber bloß, daß er gegenwärtig kein zubereitetes Gift habe, jedoch morgen wolle er selbst kom-

men, und dann werde Alles recht werden. Allein sobald der einfältige Mensch fort war, warf Bernardo sich in seine ritterliche Kleidung, befahl auch seinem Diener sich zu waffnen, machte sich auf den Weg, reiste die Nacht hindurch, um so schnell, als sein Alter ihm gestattete, auf dem Schlosse einzutreffen, und den jungen Grafen den Händen des grausamen Vormundes und seines Mitschuldigen zu entreißen — was ihm denn auch, wiewohl nicht so gut, als er es wünschte, gelungen war.

Dreizehntes Kapitel.

Der Erzieher.

Bernardo kam mit dem kleinen Grafen glücklich in seiner Einsiedelei an. Er verpflegte das gute Kind mit der Sorgfalt einer zärtlichen Mutter, verband täglich dessen Wunden, reichte ihm Speise, saß Anfangs Tage lang neben dem Bette, und wachte, abwechselnd mit dem Diener, Nächte hindurch bei dem holden Knaben. Die Wunden waren bald geheilt; Ferdinand wurde wieder frisch und gesund. Er fragte wohl sehr oft nach seiner Mutter und seinen Geschwistern, wie er seine Tante und ihre Kinder nannte. „Ach,“ sprach er öfter

mit Wehmuth, „warum kommt sie denn nicht, meine liebe Mutter? Und warum läßt sich keines von meinen Geschwistern sehen?“ Bernardo sagte ihm, daß es der guten Mutter, die ihn zärtlich liebe, jetzt noch unmöglich sey. Sobald es ihr möglich seyn werde, werde sie mit all ihren Kindern hieher kommen, und ihm viel Schönes mitbringen. „Indeß, lieber Fernando,“ sprach er liebreich, „will ich Vater- und Mutterstelle an dir vertreten.“ Auch nach Pedro fragte der Kleine öfter. „Der ist sicher wieder wahnsinnig geworden,“ sagte er; „sonst würde er mich nicht so vergessen. O wenn er wieder zur Vernunft gekommen, so soll er mich doch sogleich besuchen. Früher aber ja nicht!“ Bernardo ließ den Kleinen auf dieser Vermuthung, und sagte: „Allerdings war Pedro wahnsinnig; sonst würde er dich nicht so grausam behandelt haben. Doch fängt er bereits an zur Vernunft zu kommen.“ Bernardo lenkte den Kleinen aber immer von diesen Gesprächen ab, und verschwieg es ihm ganz und gar, daß er ein Kind von hoher, gräflicher Abkunft und der einzige Erbe großer Reichthümer und weit ausgebreiteter Ländereien sey. Er wollte ihn ganz einfach erziehen, und dachte, die Hoffnung ein großer Herr zu werden könnte das Kind eitel und hochmüthig machen, und alle Früchte einer guten Erziehung vereiteln. Der Knabe gedachte nach und nach seines vorigen Aufenthaltes immer seltener,

und erinnerte sich seiner Pflegemutter und Geschwister zuletzt nur mehr dunkel. Sein gegenwärtiger Pflegevater, an dem er mit der vollen zärtlichsten Liebe eines kindlichen Herzens hing, war ihm Alles. Wie Bernardo ihn nur immer Sohn nannte, so nannte der Kleine ihn nie anders, als lieber Vater, und es fiel ihm gar nicht ein zu fragen, ob er einen andern Vater habe. Die Leute in der Gegend wußten lange nichts von dem zarten Knaben, den der Einsiedler in seine Einsiedelei aufgenommen hatte, und es verging beinahe ein Jahr, bis es bekannt wurde. Da die Leute aber der Meinung waren, Bernardo, der ehemals ein vornehmer Herr gewesen, habe sich aus Betrübniß über den frühen Tod seiner Gemahlin in diese Einsiedelei begeben, was das Denkmahl in dem Myrthenwäldchen klar beweise — so hielten sie es für ganz gewiß, der holde, schöne Knabe sey wirklich sein Sohn, den er jetzt erst zu sich genommen habe.

Bernardo machte sich die wichtigste Angelegenheit daraus, den Knaben gut zu erziehen. Er unterrichtete ihn in der Religion und redete mit ihm von Gott. Er fing damit an, ihm Begebenheiten aus der heiligen Geschichte zu erzählen, die seinem Alter angemessen waren. Welche Freude hatte aber der fromme alte Mann, als Ferdinand die Geschichte von Erschaffung der Welt und der ersten Menschen, die Geschichte der Patriarchen und viele

der folgenden Begebenheiten bereits wußte, und sie mit großer Lebhaftigkeit, leuchtenden Augen und beredtem Munde erzählte. Bernardo durfte also nur da fortfahren, wo der Unterricht der verständigen Pflegemutter unterbrochen worden. Mit eben so großem Wohlgefallen bemerkte Bernardo, daß der Kleine an Gewächsen und Bäumen Freude habe, und die Weisheit und Güte des Schöpfers daran zu bewundern wisse. Bernardo lehrte ihn die Pflanzen und Kräuter und ihre wohlthätigen Eigenschaften noch mehr kennen. Er lehrte ihm die Namen der Sterne, und machte ihn auf ihren Lauf aufmerksam. Die ganze Schöpfung, Himmel und Erde, stellte er ihm als das Werk einer unendlichen Weisheit und Güte dar, ja die ganze sichtbare Natur gleichsam als eine Leiter, auf der wir zu Gott, den wir jetzt noch nicht sehen können, aufsteigen sollen.

Bernardo ward der Lehrmeister des Kleinen im Lesen und Schreiben, und erweiterte, so wie der Knabe im Alter vorrückte, auch den Unterricht. Da Bernardo vollkommen Deutsch verstand, und die deutsche Sprache damals, weil der König von Spanien ein Deutscher war, in Spanien sehr geschätzt wurde, so lehrte er ihm auch diese Sprache sprechen und schreiben. Da er an Ferdinand ganz ausgezeichnete Talente wahrnahm, so unterrichtete er ihn ferner im Latein, las mit ihm die Schrif-

ten der alten Römer, und versetzte sich wieder in seine eigenen Jugendjahre, die er auf Schulen zugebracht hatte. Er lebte in dem Umgange mit dem lebhaften, aufgeweckten Knaben, der voll Lernbegierde war, neu auf und ward wie verjüngt. Er arbeitete mit ihm im Garten, unternahm kleine Wanderungen mit ihm in das Gebirg, und machte ihn auf alle Schönheiten der Natur, an denen es so reich war, aufmerksam. Auch gewöhnte er Ferdinand an das Schickliche und Wohlanständige in Sprache, Gang, Stellung und ganzem Betragen, und ließ ihn so kleiden, wie es damals bei jungen Spaniern edler Herkunft gebräuchlich war. Ferdinand wuchs so zu einem sehr gebildeten, verständigen Jünglinge heran, der das wohlwollendste Herz hatte, auch bildschön von Gestalt war, und in seinem ganzen Betragen einen edlen Anstand hatte.

So erreichte Ferdinand sein vierzehntes Jahr. Da ereignete sich eine Begebenheit, die für ihn und seinen gefühlvollen Pflegevater sehr traurig war. Friedrich, Bernardo's alter treuer Diener und Freund, der auch den jungen Ferdinand sehr lieb hatte, ihm viele Freude machte, und zu dessen Erziehung nach Kräften beitrug, wurde gefährlich krank. Bernardo kam nicht mehr von dessen Bette, und hatte, da es mit ihm sichtbar schlimmer wurde, die Augen immer voll Thränen. Ferdinand saß dann unten am Bette, und auch über seine blühenden Wan-

gen flossen die hellen Thränen. Der Kranke war aber sehr getrost, und freute sich auf das bessere Leben. „Wir haben zusammen Vieles gelitten, lieber Herr,“ sagte er unter Anderm; „wir haben es einsehen gelernt, wie nichtig die Güter dieser Welt, und wie eitel und vergänglich alle ihre Freuden seyen. Gott Lob, daß wir nach diesem flüchtigen Traume von Leben einst das rechte Leben zu erwarten haben. Da Gott sich hier auf Erden schon so schön und herrlich offenbart, o wie unendlich schöner und herrlicher muß es dort seyn! Wie freue ich mich darauf!“

Bernardo ließ durch einen der benachbarten Hirten einen Priester rufen, zu dem man mehrere Stunden weit zu gehen hatte. Er kam, und der Kranke empfing mit großer Andacht die heiligen Sakramente der Sterbenden. Der gute kranke Mann wurde von Tag zu Tag schwächer, und ehe man es dachte, griff er in die letzten Züge. Bernardo kniete neben seinem Sterbebette nieder und betete mit gefalteten Händen und unter reichlichen Thränen laut, und Ferdinand kniete neben ihm, und weinte und betete mit ihm. Beide blieben, nachdem der gute, treue Diener verschieden war, die Nacht hindurch in der stillen Todtenkammer, und wachten bei der Leiche. Ferdinand hatte noch nie einen Todten gesehen. „Ach,“ sagte er, „wie bleich er aussieht, wie stumm und ohne Bewegung

er da liegt! Es ist etwas Schauerliches um einen Todten.«

Bernardo benützte diese Veranlassung, mit ihm von dem ewigen Leben zu sprechen. „Diese Leiche hier," sagte er unter Anderm, „ist nicht mehr unser guter, alter Freund, den du so lieb hattest. Was du da siehst, ist nur das Kleid seiner Seele, das er jetzt abgelegt hat. Seine Seele, er selbst, ist jetzt, da er fromm gelebt und nichts als Gutes gethan hat, bei Gott, in einer unaussprechlichen Seligkeit. Auch sein Leib, diese seine sterbliche Hülle, die wir jetzt der Erde anvertrauen werden, wird einst von Gott neugeschaffen, und wieder mit dem Geiste vereiniget werden. Wie Jesus Christus herrlich vom Tode auferstand, so wird auch unser Freund Friedrich wieder auferstehen. Auch wir werden unsern Leib, dieses Kleid von Erde, das uns umgibt, einst ablegen; denn wir haben dahier keine bleibende Stätte. Auch wir müssen fort von dieser Welt. O laß uns so leben, liebster Fernando, daß wir dann auch zu Gott kommen. Nur was uns dann, wann wir auf das Sterbebett kommen, noch freuen kann, ist wahrhaft gut; was uns dann gereuen würde, ist bös und verwerflich. Nur jene Güter, die dann, wann unsere Leiche blaß nnd stumm, kalt und starr im Sarge liegen wird, uns noch in jene Welt begleiten, sind wahre Güter; Alles, was wir zurück lassen müssen, Geld und

Gut, ist der vielen Sorgen, die sich die Menschen oft darum machen, nicht werth. Wir wollen es uns an der Leiche unsers Freundes vor Gott angeloben, immer gut und rechtschaffen zu seyn. Dann werden wir unsern Freund dort im Himmel wieder sehen; dann haben auch wir eine fröhliche Auferstehung zu erwarten.«

Nachdem die Leiche des guten Greises zur Erde bestattet war, fühlte sich Bernardo in seiner Zelle sehr verlassen. Hundertmal des Tages vermißte er den treuen Freund und Diener, sein vertrauliches Gespräch, seine willigen Dienste. Der Verlust war für ihn unersetzlich, und er war überzeugt, daß er nie mehr eine solche treue Seele in seine Dienste bekommen werde, und seine einsame Lebensart nicht mehr, wie bisher, werde fortsetzen können. Auch glaubte er, daß nun die Zeit da sey, seinen lieben Fernando in die öffentlichen Schulen und das Leben der Menschen einzuführen. Er beschloß daher, ihn auf eine hohe Schule zu begleiten, und als Freund und Führer, oder wie man zu sagen pflegt, als sein Mentor, bei ihm zu bleiben. Er legte das Einsiedlergewand ab, und kleidete sich nun wieder seinem Stande gemäß; auch ließ er Ferdinand mit standesmäßigen Kleidern reichlich versehen, und stattete ihn mit Allem aus, was er nöthig hatte, um als ein junger Spanier von Adel zu erscheinen.

Bevor Bernardo seine Einsiedelei verließ, machte er noch eine sehr schöne Stiftung, die er schon damals heimlich im Sinne gehabt, als er die schöne große Kapelle wieder herstellen, und das Wohnhaus dabei erbauen ließ. Die Hirten im Gebirge umher hatten keinen Geistlichen in ihrer Mitte, der ihnen das Wort des Herrn verkündet, das Heil ihrer Seelen besorgt, und sie in ihren Leiden getröstet hätte. Ihre Pfarrkirche war so weit entfernt, daß sie nur mit großen Beschwerden dahin kommen konnten; Kinder und alte Leute aber kaum einmal des Jahres dahin kamen. Bernardo stiftete daher für sie eine eigene Pfarrei. Die Kapelle wurde die Pfarrkirche, seine Wohnung das Pfarrhaus, und er wies dem künftigen Pfarrer so viel Einkünfte an, daß er über zeitliche Sorgen erhoben, einzig seinem heiligen Berufe leben konnte, und noch so viel übrig behielt, Nothleidende davon zu unterstützen. Bernardo blieb noch so lange, bis der erste Pfarrer in dieser Gegend in sein Amt eingesetzt, und dem Volke vorgestellt worden. Bei dieser Veranlassung gab er der neuen Pfarrgemeinde ein Fest, und sorgte dafür, daß nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes Alle, Eltern und Kinder, Knechte und Mägde, reichlich mit Speis und Trank versehen wurden. Die Freude des Volkes war sehr groß und viele Freudenthränen flossen. Eben so groß war aber die Trauer, und wohl noch

mehr Schmerzensthränen flossen, als Bernardo, ihr Vater, Freund und Wohlthäter, wenige Tage darauf Abschied von ihnen nahm, und auf immer hinwegzog.

Vierzehntes Kapitel.

Der junge Kaufmann.

Bernardo begab sich mit seinem Pflegesohne an die berühmte hohe Schule zu Salamanka. Er hatte von seinen Feinden nichts mehr zu fürchten, weil man bereits einsah, daß ihm Unrecht geschehen; er miethete in der großen, herrlichen Stadt, in dem Hause eines reichen Kaufmannes eine schöne Wohnung, und Ferdinand, der junge edle Spanier, war bald die Freude aller Lehrer und eine Zierde der hohen Schule. Allein ehe drei Jahre vergingen, wurde Bernardo ganz unerwartet vom Schlage gerührt. Er konnte nicht mehr reden. Man merkte wohl, daß er noch etwas sagen wollte. Der Kaufmann brachte ihm eine Schreibtafel. Allein die Hand versagte dem kranken Greise den Dienst; da heftete er zuerst einen wehmuthsvollen Blick auf den jungen Ferdinand, sah dann mit flehender Miene den Kaufmann an, und gab mit Zeichen der Hand zu verstehen, der Kaufmann solle sich Ferdinands

annehmen, was der Kaufmann ihm dann auch versprach, und vor seinen Augen den Jüngling umarmte. Bald darauf verschied der edle Freund und Wohlthäter des armen Ferdinands, und der Schmerz des guten Jünglings war so groß, daß ihn keine Zunge aussprechen kann.

Ferdinand konnte die Größe seines Verlustes zur Zeit noch gar nicht übersehen. Bernardo hatte im Sinne, den jungen Ferdinand dem Könige, sobald dieser wieder aus Deutschland nach Spanien kommen würde, als einen Grafen von Alvaida vorzustellen, und dessen Rechte auf die ihm entrissene Grafschaft geltend zu machen. Allein der Tod hatte nunmehr dieses sein Vorhaben vereitelt. Ueberdies fiel Bernardo's ansehnliches Vermögen nunmehr seinen Verwandten zu. Ferdinand war nun ein armer Jüngling, von ungewisser Abkunft, und stand da — als ein Fremdling in der Welt! Es war ihm unmöglich, seine Studien an der theuren hohen Schule fortzusetzen. Der Kaufmann, der kein Freund der Gelehrsamkeit war und vom Studiren nicht viel hielt, rieth ihm, sich der Handlung zu widmen, und erbot sich, ihn in die Lehre zu nehmen. Ferdinand nahm das Anerbieten an; es machte ihm wenig Mühe, sich in die Geschäfte eines Kaufmanns zu finden. Da ihm die deutsche, auch die italienische und französische Sprache schon geläufig war, so erlernte er nun auch noch die englische

Sprache, um den auswärtigen Briefwechsel des Handelshauses zu führen. Seine Gewandtheit, die Leichtigkeit, mit der er die Feder führte, seine unverbrüchliche Redlichkeit erwarben ihm das volle Zutrauen seines Herrn.

Der Kaufmann machte mit ihm weite Reisen durch die merkwürdigsten Länder Europa's. Einst kam er mit ihm nach England. Graf Gallas war damals österreichischer Gesandter zu London. Der Gesandte ließ den Kaufmann rufen, um ihm einige Edelsteine abzukaufen. Weil Ferdinand sehr gut deutsch sprach, so schickte der Kaufmann ihn dahin. Der Gesandte war nicht wenig erstaunt, als der junge Mann, der mit edlem Anstand in das Zimmer trat, ihn in reiner, deutscher Sprache anredete. „Sie sind also ein Deutscher," sprach er freundlich, „und kein Spanier? Ich freue mich, hier einen Landsmann zu finden."

Ferdinand versicherte, er sey ein geborner Spanier, und öffnete sein Juwelenkästchen, in dem sich kostbare Haarnadeln, Ringe und Ohrengehänge befanden, die von hellen Diamanten und farbigen Edelsteinen aller Art funkelten. Der Gesandte rief seiner Gemahlin, und bat sie, zu wählen. Auch sie freute sich, mit dem jungen Kaufmanne in ihrer Muttersprache reden zu können. Die Gräfin wählte einigen Schmuck aus, und der Graf fragte nach dem Preise.

„Ich würde es für unanständig halten," sagte Ferdinand, „einem Manne von solchem Range die Waare höher zu bieten, und ihm seine kostbare Zeit mit widerwärtigem Handeln zu rauben. Ich denke, sogleich den wahren Preis aufrichtig zu sagen."

„So habe ich's gern," sagte der Graf, „das ist mir das Liebste."

Ferdinand sagte den Preis, und der Graf ersuchte ihn, über die gekauften Steine eine Note aufzusetzen, und sie sogleich zu unterzeichnen. Ferdinand setzte sich an den Schreibtisch, und schrieb die Rechnung mit großer Fertigkeit, in deutscher Sprache und mit überaus schönen Zügen nieder. Der Gesandte lobte die schöne Schrift, fand die Rechnung richtig, versicherte, daß er mit dem Kaufe sehr zufrieden sey, und bezahlte die Summe in Gold. Ferdinand überblickte seine Edelsteine in dem Kästchen noch einmal, warf einen Blick auf die verkauften, die noch auf dem Tische lagen, und sagte zur Gräfin: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, es ist hier mit zwei Diamanten, die sich sehr ähnlich sehen, ein kleiner Irrthum vorgegangen; wir verwechselten sie. Der Stein, den Sie da haben, ist eben so schön, hat eben so viel Feuer und scheint eben so groß, als dieser hier, den Sie Anfangs gewählt hatten; nur ist jener etwas flacher und deßhalb von geringerem Werthe. Wenn Sie indeß bei ihrer spätern Wahl bleiben, so müssen wir

die Ringe gegen einander austauschen; ich aber muß Ihnen das zu viel bezahlte Geld zurück bezahlen, und die Rechnung umschreiben.«

Der Gesandte und seine Gemahlin waren über die Redlichkeit des jungen Mannes entzückt. Sie begriffen sehr wohl, daß er die sechs Goldstücke für sich hätte behalten können, ohne daß weder sie, noch sein Herr etwas davon gemerkt hätten. Ferdinand gab mit sichtbarem Vergnügen, den Irrthum entdeckt zu haben, der Gräfin den kostbaren Stein gegen den geringern; der Graf aber ließ sich mit ihm in ein weiteres Gespräch ein, und fragte ihn nach seinen Verhältnissen. Ferdinand sagte, daß er nichts weiter, als ein armer Handlungsdiener sey, sich auch der Handlung bloß deßhalb gewidmet habe, weil er aus Mangel des Vermögens seine Studien nicht habe vollenden können.

„Das ist Schade,« sagte der Gesandte; »doch hören sie einmal einen Vorschlag. Ich bedarf eben jetzt eines Mannes, der die deutsche, spanische, und englische Sprache wohl inne hat, und auf dessen Treue ich rechnen kann. Wenn sie Lust haben, so sind Sie hiemit mein Privat-Sekretär; wollen Sie nebenbei, wegen ihrer Rechnungskunde, meinem Hausmeister seine Rechnung führen helfen, und mir so zweifache Dienste leisten, so würde ich Sie dafür auch zweifach honoriren.

Ferdinand war über dieses Anerbieten sehr er-

freut, und versprach, das ehrenvolle Zutrauen durch Eifer und Treue im Dienste zu rechtfertigen. Er eilte nach Hause, und meldete seinem Herrn was vorgegangen war. Der Kaufmann versicherte, daß er ihn mit Schmerzen entlasse, jedoch ihm zu seiner Beförderung herzlich Glück wünsche. Beide nahmen von einander einen rührenden Abschied, und Ferdinand trat seine neue Stelle sogleich an.

Nach einiger Zeit wurde der Gesandte, auf sein wiederholtes Verlangen, zurück gerufen, und Ferdinand begleitete ihn nach Wien. Hier fühlte Ferdinand sich nicht so glücklich, als er gehofft hatte. Die große Kaiserstadt gefiel ihm zwar sehr wohl. Auch schenkte ihm der Graf immer gleiches Vertrauen, und die Gräfin blieb ihm stets sehr gnädig. Allein die Beamten und Diener des Grafen waren ihm, als einem Fremden, sehr abgeneigt, nannten ihn nur einen Wälschen, beneideten ihn um das Zutrauen und die Gnade der Herrschaft, und wußten ihm in Geheim vielen Verdruß zu bereiten. Sein stiller Kummer, und die Stadtluft, die ihm nicht gut anschlug, machten ihn sehr krank. Die Krankheit ging in ein kaltes Fieber über, das zwar nicht gefährlich, aber doch sehr heftig war, und ihm Vieles zu leiden machte.

Während seiner Krankheit wurde in Wien ein hohes Fest gefeiert; der Hof und der anwesende Adel begaben sich in die Stephanskirche. Die

ganze Bevölkerung von Wien kam in Bewegung, den feierlichen Zug zu sehen, und dem Gottesdienste beizuwohnen. Die sämmtliche Dienerschaft des Grafen, auch der Bediente, der zu Ferdinands Krankenwärter bestellt war, eilten dahin. Ferdinand lag indessen in der Fieberhitze auf seinem Krankenlager, und litt glühenden Durst. Der Bediente, der keiner der aufmerksamsten war, hatte geglaubt, früher zurück zu kommen, und hatte seinen Kranken nicht mit hinreichendem Trinkwasser versehen. Ferdinand schellte zwei, dreimal, ohne daß Jemand kam. Er versuchte vergebens aufzustehen, und sich vom Brunnen frisches Wasser zu holen. Es fiel ihm sehr schwer, sich von allen Hausgenossen so vernachläßigt und verlassen zu sehen.

Indeß war eine fremde Gräfin, die Gräfin von Obersdorf, eben auf Besuch da. Ihre Kammerjungfer kam, als Ferdinand abermals heftig schellte, sehr festlich gekleidet und mit dem Gebetbuche in der Hand, eben die Treppe herab, um in die Kirche zu gehen. Sie ging zu ihm hinein, und fragte theilnehmend, was der Herr Sekretär befehle?

„Ach!“ sagte er, „ich bitte bloß um ein Glas Wasser oder, wenn's seyn könnte, um ein Glas Limonade; denn ich verschmachte fast vor Durst und zerschmelze beinahe vor brennender Hitze.“

„Ich will Ihnen zuerst Wasser bringen,“ sagte

die Kammerjungfer; „Hernach werde ich Ihnen sogleich Limonade machen.“

Sie nahm die leere gläserne Flasche auf dem Tischchen neben dem Bette, eilte damit zum Brunnen, füllte die Flasche mit frischem Wasser, eilte damit hinauf, reichte ihm ein Glas voll, und sagte: „Hier ist vorerst Wasser; Limonade wird sogleich fertig seyn.“

Es fiel ihr wohl ein, sie werde auf diese Art die Kirche versäumen. Allein sie dachte: „Krankendienst ist auch Gottesdienst!“

Sie ging hinab in die Küche; jedoch weil die Herrschaften heute bei Hofe speisten, so war kein Mensch in der Küche. Sie suchte vergebens nach Zitronen und Zucker. Betrübt kehrte sie zurück zu dem Kranken, und meldete ihm die unangenehme Nachricht. „Es ist sündhaft,“ sagte sie, „daß man für gar nichts sorgt, und Sie hier so allein ließ. Ich werde deßhalb bei Ihnen bleiben, bis Ihr Krankenwärter zurück kommt.“

Sie setzte sich an ein kleines Tischchen am Fenster, und las sehr andächtig in ihrem Buche; von Zeit zu Zeit aber stand sie auf, schenkte ihm Wasser ein, und ging, da dieses bald zu Ende war, wieder zum Brunnen, frisches zu holen.

„Ich bin Ihnen sehr vielen Dank schuldig,“ sagte Ferdinand; „Derjenige, der versprach, den Trunk kalten Wassers nicht unbelohnt zu lassen,

wird es Ihnen vergelten. Es ist mir, als gieße ich das Wasser, das ich trinke, auf einen glühenden Stein. Ohne Ihre gütige Hülfe hätte ich, wie ich glaube, vor Hitze zerschmelzen müssen. Noch einmal: Gott wolle Sie dafür belohnen."

Die Kammerjungfer sagte: „Die Freude, Ihnen zu dienen, ist ja schon Lohnes genug."

Sie setzte sich wieder an ihr Tischchen zu ihrem Gebetbuche, und fuhr fort zu lesen, bis der nachläßige Diener zurück kam. Sie wünschte hierauf dem Kranken eine baldige Genesung und ging. Sie besuchte ihn am folgenden Tage, an dem ihre Gräfin abreiste, noch einmal auf einige Augenblicke, erkundigte sich nach seinem Befinden, versicherte, sie wolle beten, daß Gott ihn bald wieder gesund werden lasse, und sagte ihm freundlich Lebewohl.

Nachdem Ferdinand wieder gesund geworden, nahm ihn Graf Gallas mit nach Böhmen. Der Graf hatte dort ansehnliche Güter und ein Schloß, das nach alter Bauart sehr prächtig, und von herrlichen Gartenanlagen umgeben war. Ferdinand war die zwei bis drei Monate, die er hier auf dem Lande zubrachte, ungemein fröhlich und vergnügt. Das alte Schloß und der Garten umher gefielen ihm ganz ungemein; dazu trug, obwohl er sich dessen vielleicht nicht deutlich bewußt war, Vieles bei, daß er die glücklichen Jahre der Kindheit in einem ähn=

lichen Schlosse mit einem ähnlichen Garten zugebracht hatte. Er fühlte sich hier recht wie zu Hause. Graf Gallas bemerkte dieses mit Wohlgefallen. Da nun ein Jahr nachher der alte Verwalter starb, und der Graf wohl einsah, Ferdinand werde in Wien niemals ganz vergnügt seyn, so trug er ihm diese Stelle an. So hart Ferdinand sich von dem Grafen trennte, und so gern auch dieser ihn noch länger um sich gehabt hätte, so nahm Ferdinand die Stelle doch mit Dank an.

Sobald es bekannt wurde, daß Ferdinand auf diese Stelle befördert worden, so wurden dem schönen, jungen Manne, der nun ein sehr gutes Einkommen hatte, mehrere Töchter von Beamten und vermöglichen Bürgern zur Ehe angetragen. Allein Ferdinand hatte jener Jungfrau, die einst, wiewohl nur eine Stunde, seine Krankenwärterin gewesen, noch nicht vergessen. Ihr freundliches Wohlwollen, mit dem sie ihm in seinem heißen Durste das erfrischende Wasser gereicht, die jungfräuliche Sittsamkeit in ihrem Betragen, die Andacht, mit der sie in ihrem Gebetbuche gelesen, schwebte ihm noch immer vor Augen. Sein erster Gedanke, nachdem er einen eigenen Heerd hatte, war deßhalb sie zu seiner Ehegattin zu wählen. Er sagte seiner Herrschaft von seiner Wahl; der Graf und die Gräfin billigten sie vollkommen. Er schrieb also an Jungfer Klara Hermann, deren Namen er erst, nach-

dem sie wieder abgereist war, erfahren hatte, bat sie um ihre Hand, und wartete nun mit Sehnsucht auf ihre Antwort.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Braut.

Jungfer Klara Hermann war die Tochter eines Försters. Sie verlor ihren Vater, der ein sehr rechtschaffener Mann gewesen, sehr frühe. Die Mutter mußte die Försterwohnung verlassen, und bezog mit Klara, ihrer einzigen Tochter, die damals kaum acht Jahre zählte, ein kleines Stübchen bei einer alten Anverwandten, und ernährte sich mit feiner Nähterei, worin sie sehr geschickt war. Sie schickte Klara sehr fleißig zur Schule, und gab ihr Unterricht im Nähen und die Tochter übertraf in dieser Kunst bald ihre Mutter, deren Augen anfingen etwas schwach zu werden. Die Mutter fand in ihrer Tochter eine getreue Stütze ihres Alters, und Beide brachten sich ziemlich gut fort.

Sie arbeiteten auch für die Gräfin von Obersdorf. Eines Tages trug Klara mehrere Arbeiten hin. Die Gräfin war damit sehr wohl zufrieden, und schenkte ihr noch über den Lohn eine ganze

Schürze voll abgelegter Kleider. Klara kam voll Freude nach Hause. Mutter und Tochter untersuchten die Kleider, die noch alle sehr brauchbar waren, genauer — da fand sich in einem seidenen Handschuh ein Ring mit kostbaren Edelsteinen. Klara eilte auf der Stelle zur Gräfin, den gefundenen Ring zurück zu geben.

Die Gräfin hatte eine große Freude. Ich habe den Ring längst für verloren gehalten,« sagte sie; „ich muß ihn, ohne es zu bemerken, mit dem Handschuh, der mir zu enge geworden, abgestreift haben. Ich freue mich sehr, daß ich den Ring wieder habe; noch mehr freut es mich aber, daß ihr so ehrliche Leute seyd. Ich werde darauf denken, eure Ehrlichkeit zu belohnen.«

Einige Zeit nachher, da Klara etwa vierzehn Jahre alt war, starb ihre Mutter. Weinend und schluchzend kam die tief betrübte Tochter in dürftigem, schwarzen Kleide zu der Gräfin, meldete den traurigen Todfall, und jammerte sehr, daß sie jetzt ohne Vater und Mutter sich allein in der Welt befinde. Die Gräfin hatte das herzlichste Mitleid mitihr, und tröstete sie liebreich. „Sey getrost, liebes Kind,« sagte sie unter Anderm, „ich will von nun an deine Mutter seyn. Ziehe nur sogleich zu mir; du sollst bei mir nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Tochter gehalten werden.«

Klara zog, nachdem die Leiche der geliebten Mut-

ter zur Erde bestattet war, in das gräfliche Schloß. Die Gräfin gewann sie mit jedem Tage lieber. Da Klara von ihrer Mutter in Frömmigkeit, Fleiß und jungfräulicher Sittsamkeit erzogen worden, in ihrem stillen einsamen Stübchen vor dem Verderben der Welt bewahrt geblieben, nie zu Tänzen und in solche Gesellschaften gekommen, die der Unschuld leicht gefährlich werden können; da sie einen hellen Verstand und das edelste Herz hatte, von Herzen demüthig und zu allem Guten willig war; so hatte die Gräfin sie in der That so lieb, als eine Tochter. Auch Klara ehrte und liebte in der Gräfin eine zweite Mutter. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß sie ihre innig verehrte und geliebte Gräfin je einmal würde verlassen können. Nur als sie in Wien Ferdinand kennen gelernt, kam ihr der Gedanke, wie glücklich sie mit einem so edlen Manne leben würde; allein sie dachte, da er so gute Aussichten habe, sie aber nur die Tochter eines längst verstorbenen Försters, eine vater- und mutterlose Waise und sehr arm sey, so dürfte sie ihre Wünsche nicht so hoch erheben. Sie hatte sich längst alle Gedanken an eine so glückliche Versorgung aus dem Sinne geschlagen — da erhielt sie Ferdinands Brief. Der unerwartete Inhalt des Briefes erfüllte sie, zumal sie von Ferdinand, seit sie Wien verlassen, nichts mehr gehört hatte, mit dem angenehmsten Erstaunen.

Sie eilte sogleich zu ihrer Gräfin, und überreichte ihr, nicht ohne jungfräuliches Erröthen, den Brief. Der Brief enthielt die Geschichte, wie Ferdinand Klara kennen gelernt. „Nun," sagte die Gräfin freundlich lächelnd, „da wünsche ich dir von Herzen Glück, mein liebes Kind. Du bist in der That eine zweite Rebeka, die durch Darreichung eines Trunk Wassers zu einem trefflichen Manne kam. Wirklich gleichest du auch an Unschuld und Güte jener Jungfrau der goldenen Vorzeit, und auch Ferdinand ist ein Mann, so rechtschaffen und redlich, und auch von so unverdorbenem, blühenden Aussehen als je einer in jener Zeit gelebt haben mag. Schreibe ihm nur sogleich aufrichtig deine Gesinnung."

„Aber," sagte Klara bedenklich, „wenn er hört, daß ich arm bin, ja daß ich gar nichts habe, als was ich von meinem Lohne ersparte, wird er seine Gesinnung nicht ändern?"

„Du bist reich an jeder jungfräulichen Tugend," sprach die Gräfin, „und der Lohn, den du für dein sittsames Betragen, deine Eingezogenheit, deine Wohlthätigkeit gegen Arme, denen du von deinen kleinen Ersparnissen so gern mittheilest, bei Gott zu gut hast, ist ein reichlicherer Ehesegen, als alle Schätze von Gold und Silber, die du deinem künftigen Manne in das Haus bringen könntest."

„Liebste Klara," sagte die Gräfin weiter, „du hast mir, seit du nach dem Tode deiner Mutter,

noch fast als Kind, zu mir gekommen, beständig treu und redlich gedient. An allen meinen Freuden und Leiden nahmest du einen so herzlichen Antheil, daß die zärtlichste Tochter keinen herzlichern daran hätte nehmen können. Ich konnte mich in Allem auf dich verlassen. Ich verliere dich hart, sehr hart. Allein ich gönne dir dein Glück von Herzen.“ Die Gräfin umarmte sie und sprach: „Gott wolle dich und deinen künftigen Mann segnen mit seinem besten Segen.“

Klara zerfloß in Thränen. Die Gräfin blickte zum Himmel, drückte sie an das Herz und küßte sie. So gnädig, so mütterlich zärtlich hatte die Gräfin sich noch nie gegen sie erzeigt.

„Ach, gnädigste Gräfin,“ sprach Klara, „diese ihre Güte gegen ein armes Mädchen geht mir tief zu Herzen! Sie zu verlassen, wird mir unaussprechlich schwer fallen. Ich glaube kaum, daß es mir möglich seyn wird.“

„Doch, doch,“ sagte die Gräfin, „es muß seyn. Gott hat es so gefügt. Nur eine Bedingung werde ich deinem Bräutigam machen, auf der ich fest bestehe. Das Hochzeitfest muß hier in meinem Schlosse gefeiert werden. Ich werde deine Brautmutter seyn, so wie ich auch für deine Ausfertigung mütterlich sorgen werde. Schreibe das deinem Bräutigam, und melde ihm den freundlichsten Gruß von mir.“

Klara schrieb sogleich, und der hocherfreute Bräutigam kam schneller, als ein Brief, den er geschrieben hätte, auf der Post gekommen wäre. Er benahm Klaren alle Bedenklichkeiten, die sie wegen ihrer Armuth in ihr Schreiben hatte einfließen lassen, und konnte ihr sein Entzücken nicht genug ausdrücken, daß sie, wie er aus ihrem Brief ersehen, seit jener Zeit, da sie ihm den erfrischenden Trunk gereicht, ihn nicht vergessen, sondern seiner nie anders, als mit Achtung und Zutrauen gedacht habe. Der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt, und der Bräutigam reiste höchst vergnügt zurück, um bis dahin alle seine Geschäfte zu ordnen.

Der Hochzeittag war einer der festlichsten Tage für das Schloß und für das ganze Dorf; denn Klara war allgemein geliebt und geschätzt. Sie hatte nicht nur den Armen, besonders den Hausarmen, immer von ihrem Lohne im Stillen mitgetheilt, sondern war die allgemeine Fürbitterin bei der Gräfin für alle Leidende. Manche geheime Noth, die nie das Ohr der Gräfin erreicht hätte, ward ihr durch Klara bekannt, und die reichlichen Gaben, mit denen die Gräfin Dürftige unterstützte, gingen meistens durch Klara's Hand. Die Gräfin hatte übrigens Klaren ein sehr schönes Hochzeitkleid machen lassen, und ihr den jungfräulichen Kranz mit eigenen Händen geflochten und aufgesetzt.

Als es Zeit zum Kirchgange war, zögerte die

Gräfin unter allerlei Vorwänden noch immer, so daß es den beiden Brautleuten am Ende sehr auffallend wurde. Nun aber öffnete sich mit einem Male die Thüre, und dem Brautpaare ganz unerwartet, trat Graf Gallas mit seiner Gemahlin herein. „Nicht wahr, das heißt überraschen?“ sprach der Graf zu dem erstaunten Ferdinand. „Indeß hoffe ich, daß wir dem würdigen Bräutigam und der holden Braut, wenn gleich ungebetene, doch keine unangenehmen Hochzeitgäste seyn werden.“

Graf Gallas und seine Gemahlin waren der Gräfin Obersdorf schon lange einen Besuch schuldig, und hatten ihr geschrieben, sie wollten ihn bis zu Ferdinands Hochzeitfest verschieben, um bei der Einsegnung gegenwärtig zu seyn. Die schlechten Wege waren Ursache, daß sie eine Stunde später kamen, als sie versprochen hatten.

Die Gräfin Gallas winkte hierauf der Gräfin Obersdorf in ein Nebenzimmer. Als beide Gräfinnen zurück kamen, sagte die Gräfin von Obersdorf mit sehr heiterem Gesichte: „Meine Freundin, die Frau Gräfin von Gallas, hatte einen sehr schönen Einfall, der die beiden Brautleute betrifft, und meinen ganzen Beifall hat.“ Sie hielt in jeder Hand einen Ring mit Diamanten, und sagte, indem sie den Ring in der rechten Hand zeigte: „An diesem Ringe hier bewährte der Bräutigam seine Ehr-

lichkeit, und an diesem hier," fuhr sie fort, den Ring in der andern Hand vorzeigend, „hat die Braut ihre Redlichkeit bewiesen. Diese zwei Ringe waren die Veranlassung, daß wir die beiden Brautleute als edle Menschen kennen und schätzen lernten, und daß auch sie Beide einander sahen. Ohne die Geschichte mit den Ringen hätte das heutige Fest nicht statt gehabt. Diese zwei Ringe, deren sich Gottes heilige Vorsehung bediente, dieses Eheband zu knüpfen, sollen nun auch die Eheringe seyn."

Nachdem sie dieses gesagt, steckte sie den einen Ring der Braut und den andern dem Bräutigam an den Finger. Braut und Bräutigam waren über diese freundliche, sinnreiche Art zu geben, noch mehr erfreut, als über das großmüthige Geschenk.

Hierauf gingen alle zur Kirche, wo Braut und Bräutigam Gott, dem Allmächtigen, mit innigst gerührtem Herzen dankten, daß er für sie, die Beide arme Waisen waren und weder Vater noch Mutter mehr hatten, so väterlich liebreich gesorgt habe. Beide flehten mit glühender Andacht um Segen von oben; auch beteten sie inbrünstig für das Wohl ihrer beiden so wohlthätigen Herrschaften. Unter den besten Segenswünschen der hohen Herrschaften und der ganzen Pfarrgemeinde reiste das hochbeglückte Brautpaar, am dritten Tage nach dem Hochzeitfeste, nach Böhmen ab.

Sechzehntes Kapitel.

Der unglückliche Glückliche.

Während Ferdinand und Klara zwischen den rauhen Bergen und finstern Waldungen Böhmens sehr glücklich uud vergnügt lebten, und sich bereits lieblicher, schön aufblühender Kinder erfreuten, führte Don Alonso in dem herrlichen Spanien ein sehr trauriges Leben; ja er war wohl einer der unglücklichsten Menschen, die je dort gelebt hatten, wiewohl kurzsichtige Menschen, die nur auf Glanz und Reichthum sehen, ihn für einen der glücklichsten hielten. Er dünkte sich damals, als ihm die Nachricht von dem Tode eines Kindes, das ihm eine so reiche Erbschaft hinterließ, überbracht wurde, wohl auch selbst glücklich, und er konnte die heimliche Freude seines Herzens vor seiner weinenden Gemahlin und den jammernden Kindern kaum verbergen. Er hatte nun Alles, was er wünschte, — einen prächtigen Pallast in der Hauptstadt, mehrere schöne Schlösser und einträgliche Landgüter, und einen unermeßlichen Reichthum an Kapitalien und an Kostbarkeiten von Gold, Silber und Edelsteinen. Allein er fand bald, daß alle Schätze der Erde den Menschen nicht glücklich machen können, wenn ihm ein gutes Gewissen fehlt.

Dies erfuhr er sogleich am ersten Abende, nach-

dem er die Botschaft von Ferdinands Tod erhalten hatte. Er bewohnte zur Zeit noch ein schönes Landhaus in den Umgebungen von Madrid, und saß auf einer Bank im Garten, um der Abendkühle zu genießen. Seine Gemahlin saß neben ihm, tief betrübt und mit rothgeweinten Augen über den Tod des geliebten Kindes. „Ach!“ sagte sie, „ich hätte das kranke Kind nicht verlassen sollen; vielleicht wäre es dann am Leben geblieben. So lange ich lebe, werde ich mir Vorwürfe darüber machen, daß ich so hart seyn konnte, und des Flehens und der Thränen des kleinen Engels nicht achtend, ihn verließ.“

Alonso sprach murrend: „Laß das! Laß die Todten ruhen, und denke an die Lebenden! Bedenke, wie glücklich deine Kinder durch diesen Trauerfall werden.“

„Ach daran habe ich gar noch nie gedacht!“ sagte die edle Donna Blanka. „Kann man denn auch Freude haben an dem Tode eines Menschen, weil er uns eine reiche Erbschaft hinterläßt! Es ist nicht gut, zeitliche Güter höher zu schätzen, als ein Menschenleben.“ Sie stand auf und ging auf ihr Zimmer.

Jetzt kamen die zwei jüngsten Kinder Don Alonso's daher gesprungen. Die kleine Bella hielt ein Täubchen in den Händen, das der Raubvogel getödtet hatte, und blickte mit den großen, schwarzen Augen zu dem Vater auf, und sagte: „Ach,

sieh nur, lieber Vater, das arme todte Thierchen! Sieh, seine schneeweißen Federn sind mit Blut befleckt! Sieh, hier am Halse und an der Brust die rothen Flecken! Der Raubvogel ist doch ein böses Geschöpf, daß er die Unschuld so morden kann!«

„Er hat aber seinen Lohn dafür erhalten,“ rief der kleine Jago, der den getödteten Raubvogel an den ausgebreiteten Flügeln brachte. „Der Gärtner hat ihm sein Recht angethan. So ist's recht! Wer mordet, soll wieder ermordet werden.“

Dem Vater drangen diese Reden wie Pfeile in das Herz. „Geht mir aus den Augen,“ rief er, „und belästiget mich nicht mit eurem kindischen Geschwätz!« Er stand auf, ging in einen dunkeln Laubgang, und wiederholte bei sich selbst mehrmal die Worte: „Wer mordet, soll wieder ermordet werden!« „O!« seufzte er, „es ist schrecklich, daß durch den Mund meiner Kinder, obwohl sie nichts von meinem Verbrechen ahnen, mir mein Urtheil gesprochen wird!«

Nach einigen Tagen bezog Alonso den gräflichen Pallast in Madrid. Eine zahlreiche Gesellschaft vornehmer Herren und Frauen war bereits in dem großen Saale versammelt, ihn als Grand von Spanien zu bewillkommen. In dem Saale erblickte man mehrere große, schöne Gemälde in goldenen Rahmen. Don Alonso trat mit stolzen Schritten herein, und hieß mit vornehmer Miene die Anwesenden willkommen. Als er aber einen Blick auf

eines der Gemälde warf, entfärbte er sich plötzlich. Das Gemälde stellte den Kindermord von Bethlehem vor, und der Anblick eines Kriegers mit grinsendem Mördergesicht, der einem zarten Knäblein den Dolch in die Brust stieß, daß ein Strom von Blut aus der Wunde quoll, hatte ihn so erschüttert. Es fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: „Das bin ich; so habe ich die Unschuld gemordet.“

Er wandte seine Augen schnell ab, auf die andere Wand des Saales. Ein anderes Bild fiel ihm in die Augen; es war die Enthauptung Johannis des Täufers. Mit Grauen erblickte Alonso das blutige Haupt des Heiligen auf der Schüssel. „Einen solchen Lohn habe ich verdient,“ sagte er bei sich selbst. „Jener Heilige starb unschuldig; auf mir aber liegt eine schwere Schuld. Wenn meine That offenbar wird, so wird auch mir das Haupt vom Rumpfe geschlagen.“

Er bemerkte, daß Aller Augen mit Befremden auf ihn gerichtet waren, und es war ihm, als sähen ihn Alle um seiner That willen so starr und erschrocken an. Seine Hand, in der er den mit einer Diamantschleife gezierten Federhut hielt, zitterte sichtbar, und er ließ beinahe den Hut fallen. Seine Knie wankten, und es war ihm, als wolle er umsinken.

Mehrere riefen: „Es wird dem Herrn Grafen übel!“

„Ja, so ists,“ sagte er mit erstickter Stimme und gehemmtem Athem; „führt mich in ein Nebenzimmer.“

Man führte ihn dahin, und setzte ihn auf ein Sopha. Er bat, ihn zu verlassen. Alle gingen; nur Blanka, seine Gemahlin, blieb bei ihm. „Um Gotteswillen,“ sagte sie, „was hast du? Was ist dir?“

„Laß die zwei gräßlichen Bilder wegschaffen,“ sagte er; „die gehören in keinen Freudensaal.“

„Du hast sie ja schon öfter gesehen,“ sagte die Gräfin, „und sie immer als Meisterstücke gelobt.“

„Jetzt ist es anders,“ sagte er; „diese zwei schauerlichen Gemälde, mit dem blutenden Kinde und dem blutigen Haupte, sind mir in der Seele zuwider. Ich setze keinen Fuß mehr in den Saal, so lange sie darin sind.“

Die Gräfin erschrak, und das erste Mal regte sich in ihrem Herzen die bange Ahnung, ihr Gemahl müsse eine schwere Blutschuld auf dem Herzen haben.

Die Aerzte riethen dem Don Alonso, sich zur Herstellung seiner Gesundheit auf das Land zu begeben. Er reiste auf eines seiner Schlösser. Als er da ankam, waren seine Beamten in goldgestickten Kleidern, und die Einwohner des Orts in ihrem Sonntagsputze in dem Schloßhofe versammelt. Eine fröhliche Musik ertönte, und die Landleute

brachten ihm ein Lebehoch dar. Allein ihm schien, daß dieses Alles nicht so recht von Herzen gehe, und er bemerkte viele traurige Gesichter. „Ich weiß nicht, wie das mit mir ist," dachte er; „liegt der Fehler an mir, und geht es mir wie den Leuten, welche an der Gelbsucht krank liegen, und deßhalb Alles gelb sehen, oder ist wirklich Alles um mich her verändert und traurig, und sind alle Menschen mir abgeneigt?"

Die Beamten begleiteten ihn auf sein Zimmer; das Gespräch kam auf seinen Bruder, ihren vorigen Herrn und dessen einzigen zurückgelassenen Sohn, der so unerwartet gestorben; und Allen standen die Thränen in den Augen. „Verzeiht unserer Weichherzigkeit," sagte der erste Beamte, ein ehrwürdiger Greis mit weißen Haaren; „unser Schmerz über den schnellen Tod unsers liebenswürdigen Erbgrafen ist zu groß und noch zu neu, als daß er der Freude sogleich Raum geben könnte. Ich habe Eurem Vater und Eurem Bruder, hochseligen Andenkens, bei fünfzig Jahren gedient, und nichts, als Liebes und Gutes von ihnen erfahren. Den hoffnungsvollen Fernando habe ich noch vor Kurzem, als ich in Geschäften zu Euch gekommen, auf Eurem Schlosse — ach das letzte Mal! — gesehen. Er blühte noch wie eine Rose. Ich hatte meinen Enkel, der hier neben mir steht, bei mir. Beide waren von einem Alter; nur war der junge Graf

noch schöner und blühender. O wie freundlich der kleine holde Erbgraf mit ihm redete! Er zeigte Verstand über seine Jahre. Ihr unterbrachet das Gespräch, und befahlt dem kleinen Fernando, auf sein Zimmer zu gehen. Ich aber dachte: „Holdes Kind, wie ich der Freund und Diener deines Großvaters und Vaters gewesen, so soll, wie ich freudig hoffe, mein Enkel einmal dein Freund und Diener werden.“ Allein Gott hat es anders gefügt! Ich hoffe aber, Ihr und Eure Kinder werden uns den großen Verlust, den wir erlitten, wieder ersetzen.“

„Das hoffe ich auch!“ sagte Alonso, und entließ die Beamten. Er begab sich auf sein Zimmer, und speiste allein.

Am folgenden Tage, der sehr regnerisch war, hüllte Alonso sich in einen dunkelfärbigen Mantel ohne alle Verzierung, und setzte einen ganz gemeinen Hut auf, um unerkannt ein wenig die Gegend zu durchwandern. Er hätte gern inne geworden, was man von ihm und seiner Gelangung zur Grafschaft sage. Im Walde, durch den die Straße führte, traf er eine alte Bäuerin, die Trauerkleider anhatte. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und merkte sogleich, daß sie ihn nicht kenne. Er fragte sie: „Für wen tragt ihr Trauerkleider? Ist Euch vielleicht Euer Mann, ein Sohn oder eine Tochter gestorben?“

„Ach,“ seufzte sie, „Jemand, der mir so lieb war, als Sohn und Tochter — unser junger Erbgraf.“

„Und für diesen tragt ihr Trauer?“ fragte Alonso.

„Wir alle legten schwarze Kleider an,“ sagte sie; „die Trauer war allgemein. Wir alten Leute hätten es freilich nicht mehr erlebt, daß er zur Regierung gekommen wäre; allein für unsere Kinder wäre es ein großes Glück gewesen. Es ist für sie ein segensreicher Stern untergegangen.“

„Nun,“ sagte Alonso, „meint ihr nicht, Euer gegenwärtiger Herr sey auch ein heilbringender Stern für Euch?“

„Es ist,“ sprach die Bäuerin etwas heimlich, „so eine Sache von der man nicht gern redet. Denn was wir von der Krankheit und dem Tode des lieben Kindes hörten, gefiel uns gar nicht. Es war ja nicht einmal Jemand von der Familie dabei zugegen. So unmenschlich verläugneten sie ihr eigenes Fleisch und Blut; was sollen nun wir Gutes von ihnen erwarten?“ Sie schwieg eine Weile, und sagte dann, in einen Strom von Thränen ausbrechend: „Wir Alle glauben, wenn das Kind in bessere Hände gefallen wäre, so wäre es noch am Leben.“

Dem betroffenen Alonso waren diese Reden lauter Dolchstiche. Da eben ein Seitenweg kam,

sagte er der Bäurin eilends: „Lebt wohl, mein Weg geht dahin!" und verließ sie. „Wie," dachte er aber bei sich selbst, „sollten diese Leute bereits ahnen, sollten sie wissen, was vorgegangen? O dann wehe mir; es gäbe eine schreckliche Geschichte!"

So diente Alles, was er sah und hörte, immer dazu, sein strafendes Gewissen in einer beständigen Aufregung zu erhalten. Er fand in den Reden der Menschen einen Sinn und eine Bedeutung, woran sie selbst nicht dachten, und bezog Alles auf sich. „Ich bin die Zielscheibe der beleidigten Menschheit," sagte er; „und es ist ein elender Zustand, in dem ich mich befinde. Was hilft mich der Diamantstern an meiner Brust, da das Herz, das darunter schlägt, keine Ruhe und keinen Frieden mehr hat!"

Einen sehr großen Kummer machte ihm der Gedanke an Pedro. Alonso hatte ihm unter anderm geschrieben: „Den Genuß des Rittergutes überlasse ich dir einstweilen; allein durch eine eigentliche Schenkungsurkunde kann ich es dir zur Zeit noch nicht als Eigenthum übergeben, um durch eine solche reiche Schenkung nicht Verdacht zu erregen. Nach meinem Tode sollst du das Gut haben. Halte dich übrigens immer fern von mir. Die Welt darf nicht wissen, daß du in besonderer Verbindung mit mir stehest."

Pedro ließ sich auch wirklich nicht mehr vor

ihm sehen, was dem Don Alonso sehr lieb war. Denn so eine große Zuneigung zu Pedro er bisher gehabt, eine eben so große Abneigung hatte er von der Zeit an gegen ihn, da er ihn als einen Meuchelmörder betrachtete. Er haßte ihn, als einen verabscheuungswerthen Verbrecher, obwohl er selbst alle erdenkliche Versprechungen und Drohungen angewendet hatte, ihn zu dem Verbrechen zu verleiten. Die Eigenliebe verblendete ihn, das Verbrechen an einem Andern für gräßlicher anzusehen, als er es an sich selbst ansah.

Da jedoch Pedro gar nichts mehr von sich hören ließ, wurde Alonso unruhig. Mit einem Mal vernahm er, der lustige Lautenspieler, der aber sehr schwermüthig geworden, sey entwichen, und kein Mensch wisse, wohin er gekommen. Alle Nachforschungen, die Don Alonso anstellen ließ, waren vergebens. Er ward darüber sehr bestürzt. „Wenn sein Gewissen ihn so peinigt, wie mich das meinige,“ sprach er, „so kann es wohl so weit kommen, daß er sich selbst vor dem Richterstuhle anklagt, damit ihm sein Recht werde. Man hat viele Beispiele, daß Verbrecher ihre eigenen Ankläger wurden, und lieber auf dem Blutgerüste sterben, als länger in solcher Höllenqual eines schwerbelasteten Gewissens leben wollten. Ja, so ist es, er bringt sicher noch sich — und auch mich auf das Blutgerüst!“

Endlich kam die Nachricht, Pedro habe sich er=

tränkt; er habe sich von einem Felsen, auf dem man noch seinen Hut und Mantel, und seine zertrümmerte Laute gefunden, in das Meer gestürzt. Alonso war nun wohl von einem großen Kummer befreit; allein die Qual, die ihm sein Gewissen verursachte, wurde nur noch furchtbarer. „Auch diesen Menschen,“ sagte er, „habe ich nicht nur in das zeitliche, sondern auch in das ewige Verderben — in die Hölle gestürzt. Was kann ich Anders erwarten, als daß ich ihm einst dahin folgen werde? Ach, ich verzweifle noch!“

Er stürzte sich indeß in die Zerstreuungen der großen Welt und glänzender Gesellschaften. Als er auch da seiner innern Unruhe nicht los werden konnte, zog er sich auf eines seiner Schlösser in die Einsamkeit zurück, vermied allen Umgang mit Menschen, blieb oft Tage lang allein auf seinem Zimmer, und ging nur an Regentagen oder am späten Abende auf den wenigst besuchten Wegen spaziren, um ja keinem Menschen zu begegnen. Sein Angesicht und sein Gang drückten die tiefste Traurigkeit aus. Wenn er so am späten Abende noch durch den dunkeln Wald hinwandelte, und ihm die Holzhauer begegneten, die nach vollendetem Tagwerke nach Hause gingen, da sagte oft Einer zu dem Andern: „Der arme Herr! Er hat Alles, was sich ein Mensch nur wünschen kann, Geld im Ueberflusse, und Alles was nur schön und herrlich

seyn kann — allein ich möchte doch nicht mit ihm tauschen!«

Er selbst sagte oft bei sich selbst, wenn er diese Holzhauer, oder die ackernden Bauern auf dem Felde, bei ihren harten Arbeiten so fröhlich sah, und sie singen oder pfeifen hörte: „Für mich wäre es besser gewesen, wenn ich bei der Holzaxt oder Pflugschar aufgewachsen und von den Lastern, wozu Ehrsucht, Glanz und Reichthum so leicht verführen, rein geblieben wäre. Ach das schrecklichste, ja das einzige Uebel ist die Schuld! Armuth, harte Arbeit, ja selbst die schmerzlichsten Krankheiten und der bitterste Tod sind nur leichte Bürden gegen die Zentnerlast eines bösen Gewissens. Glücklich, ja selig, wer ein gutes Gewissen bewahrt hat; er ist reich und wäre er auch der ärmste Taglöhner im Lande. Das gute Gewissen ist ein Kleinod, das über alle Schätze der Welt geht; Sterne und Ordensbänder sind dagegen nur eitle Spielwerke."

Siebenzehntes Kapitel.

Der reumüthige Verbrecher.

Bald kamen über den unglückseligen Mann noch andere Leiden, die seine innern Qualen verstärkten.

Seine jüngern Kinder wurden von den Kinderblattern ergriffen und in der schönsten Blüthe des Lebens schnell nach einander dahin gerafft. Der Verlust dieser seiner Kinder schmerzte ihn sehr; der Umstand aber, daß sie gerade an den Kinderblattern starben, machte ihm vieles Nachdenken. Er sprach bei sich selbst: „Um Fernando unbemerkt aus der Welt zu schaffen, gab ich vor, er werde diese häßliche Krankheit bekommen, ja er sey wirklich daran gestorben — und nun verloren meine Kinder an eben dieser Krankheit das Leben. Sollte dies eine Strafe Gottes für meine Falschheit und Grausamkeit seyn? Allein, da würde ja Gott die unschuldigen Kinder anstatt des schuldigen Vaters gestraft haben! Das ist unmöglich.« Er sann lange nach; endlich fiel ihm ein: „Für die schuldlosen Kinder kann ihr frühes Hinscheiden eine Wohlthat gewesen seyn, allein für mich schuldbeladenen Mann ist es eine Strafe; mein Gewissen macht es dazu. Der unendlich weise Gott weiß durch Ein Mittel immer mehrere Zwecke zu erreichen; nur wir kurzsichtige Menschen müssen uns öfter vieler Mittel bedienen, um Einen Zweck zu erreichen, der gar oft dennoch unerreicht bleibt. Ich denke deßhalb, der Tod meiner Kinder, durch den sie in den Himmel versetzt wurden, ist für mich eine Strafe für das, was ich an dem Kinde meines Bruders so schwer verschuldet habe.« Bald dachte er aber wieder: „Ach, das sind nur leere

Einbildungen von mir!“ und versuchte sich diese Gedanken, die in ihm gegen einander stritten, aus dem Sinne zu schlagen. Und dennoch quälte er sich mit solchem Hin- und Hersinnen auf's Neue wieder Tage hindurch; er fühlte aber wohl, daß dieses Alles mit zu den Qualen eines bösen Gewissens gehöre.

Alonso's älteste Tochter, Eugenia, ein sehr liebenswürdiges Fräulein von achtzehn Jahren, hätte sich sehr glücklich verheirathen können. Ein ganz vortrefflicher junger Mann, der nicht nur ein Edelmann hieß, sondern auch in der That ein edler Mann war, bewarb sich um ihre Hand. Eugenia fühlte sich durch diesen Antrag, der ganz ihren Wünschen gemäß war, sehr geehrt und erfreut. Die Mutter hätte wegen der ausgezeichneten Eigenschaften des edlen, jungen Mannes, wegen seiner Tugend und Rechtschaffenheit, ihre Einwilligung von Herzen gern gegeben. Allein der Vater wies den trefflichen Mann mit Verachtung ab, weil er ihm nicht reich und vornehm genug war, und nöthigte Eugenia, gegen ihre Neigung einen abgelebten Herzog von wüsten Sitten zu heirathen, bloß weil der Herzog reich und mächtig war. Die unglückliche junge Frau welkte sichtbar dahin, und starb nach wenigen Jahren. Dieser neue Schlag traf Alonso sehr tief. „Auch an diesem frühen Tode der geliebten Tochter bin ich schuld,“ sagte er; „meine Ehrsucht zwang sie zu der unseligen Heirath, die ihr den Tod brachte.

Sie hinterließ keine Kinder! Ich, der ich das einzige hinterlassene Kind meines Bruders und meiner frommen, sanften Schwägerin mordete, werde noch alle meine Kinder verlieren. Ich werde keine Enkel von ihnen sehen!«

So kam es auch! Philippo, der einzige noch übrige Sohn Alonso's, der erstgeborne und ihm der geliebteste, ward das Opfer der Grundsätze, die ihm der Vater eingeflößt hatte. Der Vater erzog ihn, wie er sagte, ganz nur für die Ehre. »Die Ehre über Alles!« war sein Denkspruch. Die weisere Mutter berichtigte diese Worte. „In einem gewissen Sinne," sagte sie, „ist dieser Spruch allerdings wahr. Was der Glanz am Golde ist, das ist die Ehre in Hinsicht der Tugend. Ehre ohne Tugend ist nur ein leerer Schein, eine trügerische Vergoldung eines schlechten Metalles. Wahre Ehre aber ist mit der Tugend ganz Eines, kein bloßer Goldglanz, sondern durch und durch gediegenes Gold. Diese Ehre, die vor Gott gilt, soll uns allerdings über Alles gehen. Wir müssen nicht nur Das meiden, was uns in den Augen der Menschen, sondern Alles, was uns vor Gott entehrt. Laß es dir also in diesem Sinne immerhin gesagt seyn: „Ehre über Alles.«

Allein der Sohn achtete die Worte der Mutter wenig und richtete sich mehr nach dem Beispiele des Vaters, der bloß in den Augen der Menschen

ein Mann von Ehre seyn wollte. Philippo machte manche Thorheit mit, die ihm zur Ehre eines wahren Edelmannes zu gehören schien. Einst glaubte er sich von einem jungen Herrn seines Standes beleidigt, und hielt es seiner Ehre gemäß, ihn zum Zweikampfe heraus zu fordern. Er versetzte seinem Gegner eine Wunde, an der dieser auf der Stelle blieb, allein er selbst hatte drei Stiche erhalten, an denen auch er nach wenigen Tagen starb. Als der Vater diese Trauernachricht erhielt, ward er tief erschüttert, und bis zum Tode betrübt. „An drei Stichen!“ wiederholte er öfter; an drei Stichen, das ist das Schrecklichste bei der Sache!“ Er dachte an jene drei Stiche, durch die nach Pedros Bericht der kleine Graf Ferdinand umgekommen war. Seine Schwermuth stieg auf's Höchste.

So sehr Alonso seine innere, unerträgliche Unruhe vor allen Menschen zu verbergen suchte, so gelang es ihm doch nicht. Besonders bemerkte seine Gemahlin sie, und hatte mit ihm unaussprechlich zu leiden. Sie fragte ihn oft auf das Liebreichste: „Was ist dir doch, liebster Gemahl, was quält dich? Gieß dein beängstigtes, kummervolles Herz in das Herz deiner treuen Gattin aus. Dies wird dein Herz gewiß erleichtern, und vielleicht weiß ich dir doch zu rathen, oder dir ein Wort des Trostes zu sagen.“

Er aber schwieg hartnäckig, denn er dachte:

„Mein Verbrechen ist zu groß, als daß ich es einem Menschenohre anvertrauen könnte.“ Er sagte zu seiner Gemahlin, wenn sie mit wehmüthigem, flehendem Angesicht und mit weinenden Augen vor ihm stand: „Laß mich! Es ist nichts, als ein verdicktes Blut; eine Gemüthskrankheit, von der ich dir keinen Grund angeben kann.“

Allein die Qual, die er den Tag über so gewaltsam in seinem Herzen verschloß, machte sich, ohne daß er es wußte, zu Nacht Luft. Die blutige Schuld, die am Tage alle seine Gedanken beschäftigte, kam ihm zu Nacht im Traume vor. Er redete davon oft mit lauter, herzzerschneidender Stimme im Traume. „Laß ab, laß ab, du blutender Engel,“ rief er, „was siehst du mich so finster und drohend an; was zeigst du mir jene drei blutigen Dolchwunden, die mir ohnehin immer gleich drei blutrothen Sternen vorschweben? Können denn Engel so zürnen? Nein, sie können weder zürnen, noch bluten. Deine Wunden schmerzen dich nicht mehr; gedenke ihrer auch nicht mehr! Ich war verblendet, ich war wahnsinnig; verzeih, lieber, englischer Fernando, was ich im Wahnsinne vollbrachte! Du bist ja im Himmel; ich, ich aber bin jetzt schon in der Hölle, und die Flammen schlagen allwärts um mich empor. Ich sehe nichts, als Rauch und Dampf; ich liege in heißer Gluth, und Feuerfunken regnen auf mich herab.“

Solche Reden hörte seine Gemahlin oft mit Entsetzen in der schauerlichen Stille der Nacht von ihm. Oft saß er auch bei Tage tief in Gedanken versunken, das Haupt auf die Hand gestützt, in seinem Zimmer, und merkte es nicht, daß seine Gemahlin in das Zimmer gekommen war und neben ihm stand. „Es liegt ein eigener Fluch auf meinem Hause!“ sprach er einst. „Ich wollte fremdes Erbtheil meinen Kindern zuwenden; allein es kommt nicht auf sie. Ich bin an dem Tode eines fremden Kindes schuld, und muß nun alle meine Kinder überleben. Ich dachte den Glanz eines alten Grafenhauses auf meine Kinder zu bringen, und bin nun der Letzte meines Stammes. Ich Thor dachte mir durch unerlaubte Mittel ein Himmelreich zu erbauen, und schuf mir eine Hölle.“ Seine Gemahlin zitterte und bebte über diese Reden, und entfernte sich wieder unbemerkt.

Die edle Frau, die über den Verlust aller ihrer Kinder tief gebeugt war, und mit unaussprechlichem Schmerz sich kinderlos sah, ward durch den täglichen Anblick ihres leidenden Gemahls noch mehr angegriffen. Sie liebte ihn, unerachtet seines Verbrechens, worüber er eine so furchtbare Reue fühlte, dennoch, und hatte das herzlichste Mitleiden mit ihm. Sein Schweigen war ihr schrecklich; denn so konnte sie ja nicht über seinen Kummer mit ihm sprechen, ihn nicht trösten und seine Qual nicht lin=

dern. Ihre Kräfte wurden durch den beständigen Jammer endlich erschöpft. Sie verfiel in eine Auszehrung.

Eines Tages, da sie sehr schwach und dem Tode nahe war, saß ihr Gemahl an ihrem Sterbebette. Sie winkte der Kammerfrau, sich zu entfernen, faßte mit ihrer schon erkalteten Hand die seinige, blickte ihn mit himmlischer Freundlichkeit in ihrem todtbleichen Angesichte wehmüthig an, und sagte mit schon erblaßten Lippen und schwacher Stimme: „Liebster Gemahl! Ich scheide nun von hinnen; nur wenige Augenblicke mehr sind mir zu leben vergönnt. Höre meine letzten Worte; es sind Worte der Liebe, des Friedens und der Versöhnung. Ach schon lange her kenne ich deine dich niederdrückende Schuld; ich ahnete sie gleich Anfangs. Du ließest Fernando, den Sohn deines Bruders, aus der Welt schaffen. Das habe ich, ohne daß du es wußtest, aus deinem eigenen Munde mehrmal gehört; du sagtest es sowohl wachend, als träumend. Dein Verbrechen ist schrecklich; aber bei Gott ist Gnade und Erbarmen. Söhne dich mit Gott, dem Allbarmherzigen, noch jetzt in diesem Leben aus. Ich hoffe jetzt zu Ihm in den Himmel zu kommen — ach rette deine Seele, damit wir jetzt, ach! nicht auf ewig von einander scheiden müssen, und damit wir uns einst im Himmel wieder sehen mögen!“

Alonso, dessen Augen bisher immer thränenlos, und dessen Herz für allen Trost unempfindlich, wie ein Stein, geblieben, brach in einen Strom von Thränen aus, und sagte: „O du Engel des Himmels, obwohl du weißt, daß ich ein Satan bin, so hast du doch noch Mitleid und ein Herz voll Liebe für mich! Diese deine Liebe richtet mich wieder auf. Die Liebe und Erbarmung Gottes ist noch größer. Du, über die ich so vielen Jammer gebracht, verzeihest mir; so wird denn auch Gott mir verzeihen! Ich will mich von ganzen Herzen zu Ihm wenden. Ich hoffe, bei Ihm Erbarmen zu finden, und dich im Himmel wieder zu sehen!"

Sie lächelte freundlich, blickte ihn mit schon brechenden Augen noch einmal liebreich an, und verschied. Er aber fiel an ihrem Sterbebette auf seine Knie nieder, erhob seine gefalteten Hände und seine Augen voll Thränen zum Himmel, und rief: „O Gott, der Du diesen Engel, dessen ich nicht werth war, jetzt zu Dir in den Himmel aufnimmst, ach verstoß mich nicht — reiche Du mir erbarmungsvoll Deine Hand, und hilf mir hinüber über die große, weite Kluft, die mich auf ewig von ihr — und auch von Dir scheiden würde. Groß und herrlich sind alle Deine Werke; aber darin, daß Du die Sünder besserst und selig machest, zeigest Du Dich am herrlichsten!"

Achtzehntes Kapitel.

Der Franziskaner.

Nach dem Tode seiner Gemahlin begab Alonso sich auf das abgelegenste seiner Schlösser, das rings von Wald und Bergen umgeben war. Das Schloß war fast so alterthümlich, wie jenes, auf dem einst der kleine Ferdinand so grausam mißhandelt worden, das aber Alonso für keinen Preis mehr besucht hätte. Er hatte Niemand um sich, als seinen alten, treuen Kammerdiener, und lebte hier abgeschieden von der ganzen übrigen Welt. Die meiste Zeit brachte er einsam auf seinem Zimmer zu, und las in den Erbauungsbüchern, die er aus der Verlassenschaft seiner seligen Gemahlin zu sich genommen hatte, und die ihm bald ein schätzbareres Erbtheil wurden, als alles Gold, alle Perlen und Edelsteine ihres reichen Schmuckes. Er fand in diesen Büchern, besonders in dem neuen Testamente und der Nachfolge Christi, manche Stelle von ihr bezeichnet, oder dabei einige Worte von ihrer Hand geschrieben, die ihre Empfindungen ausdrückten. Diese Stellen waren für ihn besonders tröstlich und erquickend. „Es ist ein großes Unglück für mich," sprach er oft, „daß ich diese Bücher nicht früher kennen lernte, oder vielmehr eine große Nachläßigkeit von mir, daß ich sie nicht frü-

her kennen lernen wollte. Ach, wenn ich diese Schriften fleißiger gelesen hätte, anstatt mancher andern, die bloß zur Unterhaltung dienen, so wäre ich ein besserer Mensch geworden, und nie so tief gesunken!« Er konnte nicht satt werden, darin zu lesen, und auch auf seine einsamen Spaziergänge nahm er eines oder das andere mit sich.

So vielen Trost er aber in diesen Schriften fand, so war sein Gewissen doch immer noch nicht beruhigt. Er hatte unaussprechliche innerliche Leiden, die seine Gesundheit mit Macht untergruben. Nach einiger Zeit wurde er gefährlich krank. Sein alter Kammerdiener sagte zu ihm: „Lieber Herr, wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich meine Rechnung mit dem Himmel abschließen. Es ist immer gut, sich mit Gott auszusöhnen. Laßt einen Geistlichen rufen, der Euch beistehe. Der Mensch ist sich allein in seinen eigenen Angelegenheiten selten klug genug; am wenigsten aber in der allerwichtigsten Angelegenheit, die sein Wohl oder Wehe für die ganze Ewigkeit entscheidet.«

„Das habe ich längst gefühlt,« sagte Alonso; „weißt du mir aber einen Priester, dem ich mein volles Zutrauen schenken könnte? Ich hatte schon in meiner Kindheit, da mein Hofmeister, ein alter grämlicher Geistlicher, mir die sanfte Religion Jesu mit Schlägen einprägen wollte, ein Vorurtheil gegen diesen Stand gefaßt, und vermied, obwohl die-

ser Stand sicher auch sehr viele würdige Mitglieder zählt, allen Umgang mit ihm. Es war dieses nicht recht von mir, und hinderte mich, wie ich nun wohl einsehe, unsere heilige Religion näher kennen, und, wie sie es verdient, schätzen zu lernen.«

Der Kammerdiener sagte: »Es ist fünf Meilen von hier ein Kloster vom Orden des heiligen Franziskus, in dem mehrere ehrwürdige Männer Gott mit frommen Herzen dienen, und allem Eigennutze und aller Weltlust abgestorben sind; es sind Greise darunter, die voll Einsicht, Erfahrung und Bescheidenheit sind. Ich will, wenn Ihr es so für gut findet, den Pater Quardian in Eurem Namen bitten, zu Euch zu kommen, oder einen Andern, den er für den würdigsten hält, Euch zusenden. Wollt Ihr so?«

»Ja, thut das!« sprach Alonso, und der Kammerdiener schrieb, da er die Gefahr für dringend hielt, sogleich an den Quardian, übergab den Brief einem Reitknechte, und befahl ihm: »Sattle unverzüglich zwei Maulthiere, eines für den Geistlichen, den du abholen mußt, und eines für dich; schone der Thiere nicht, sondern eile, so viel es vernünftiger Weise nur immer geschehen kann.«

Mit einbrechender Nacht, als der Kammerdiener eben in dem Vorsaale die Nachtlampe anzündete, um sie in das Krankenzimmer zu tragen, kam

ein Pater Franziskaner an, und überreichte ihm einige Zeilen von seinem Quardian. Der Kammerdiener führte, mit der Lampe in der Hand, den Pater sogleich in das Zimmer des Kranken, und sprach: „Lieber Herr, da schickt Euch der Pater Quardian, wie er mir schreibt, einen der würdigsten Männer seines Klosters, den Pater Antonio.“

Alonso war etwas betroffen, und betrachtete bei dem Scheine der Lampe stillschweigend den Mann, der im rauhen, braunen Gewande, das von einem Stricke umgürtet war, vor ihm stand; der Pater war bereits betagt, sein Angesicht war blaß und hager und sein Haupt kahl; nur an den Schläfen erblickte man noch einige wenige schneeweiße Härchen. Seine Miene zeigte von der herzlichsten Theilnahme; doch schien er etwas schüchtern und ängstlich. Endlich sprach Alonso: „Ihr überrascht mich, ehrwürdiger Vater; ich habe Euch nicht so schnell hier vermuthet. Ich muß mich erst sammeln. Setzt Euch indessen hieher an mein Bett.“ Alonso deutete auf einen Sessel, und der Pater gehorchte. Der Kammerdiener stellte die Lampe auf ein Seitentischchen und entfernte sich.

Pater Antonio war von dem Anblicke des Grafen so gerührt, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte; sie flossen ihm wider Willen über die bleichen Wangen. Man konnte auch wirklich Alonso ohne Mitleid nicht ansehen. Er war sehr

abgezehrt und seine Haare waren eisgrau. Alle seine Gesichtszüge zeigten von großen ausgestandenen Leiden, und drückten unbeschreiblichen Kummer aus. Er reichte dem mitleidigen Ordensmanne die Hand und sagte: „Lieber ehrwürdiger Vater! Euer Mitleid macht mir Zutrauen zu Euch; allein ich bin Eurer Thränen nicht werth. Ich bin ein großer Sünder. Ich zittere, das schauerliche Geheimniß, das mein Gewissen beschwert, Euch zu entdecken, und es will nicht über meine Lippen. Was für ein seltsames Geschöpf ist doch der Mensch, daß er sich nicht entsetzt, ein Verbrechen zu begehen, dessen Namen er nicht auszusprechen wagt! O Gott, gieb Du mir Stärke, dieses mein Sündenbekenntniß vor diesem Deinem Diener abzulegen!“

Er sank ermattet auf sein Kissen zurück, richtete seine Blicke zum Himmel und schwieg. Es entstand eine schauerliche Stille in dem düstern Zimmer, das von der Nachtlampe nur sparsam erhellt war; man hörte nichts, als den Perpendikel der Wanduhr, und hie und da einen schweren Seufzer des Kranken.

Endlich brach der fromme Ordensmann das Stillschweigen und sagte: „Da es Euch so schwer wird, Euer Vergehen auszusprechen, so will ich Euch die Zunge lösen. Ihr habt Eurem ehemaligen Diener, einem gewissen Lautenspieler, Namens Pedro, Befehl gegeben, den jungen, liebenswür-

digen Grafen Fernando, den Sohn Eures Bruders heimlich mit Gift oder Dolch hinzurichten, um seine Grafschaft an Euch zu reißen, in deren unrechtmäßigem Besitze Ihr bis diese Stunde noch seyd.“

Alonso sah mit seinen großen schwarzen Augen den Franziskaner starr an, und sagte: „Woher wißt Ihr das? Wer hat Euch das gesagt?“

Antonio sprach: „Es war nicht nöthig, daß irgend ein Mensch mir die Worte sagte, die Ihr an jenen Pedro gerichtet; genug, mir ist jede Sylbe davon wohl bekannt. Gemäß der Abrede, die Ihr mit Pedro genommen hattet, erstattete er Euch in einem jammervollen Schreiben über die Todesart des Kindes einen erdichteten Bericht. Er schrieb Euch, Fernando sey an den Kinderblattern und einem hitzigen, höchst ansteckenden Fieber gestorben; und Ihr habt das Schreiben Eurer Gemahlin, Euren Freunden, und wo es sonst nöthig war, vorgezeigt. Allein in einem besonders eingelegten Zettel, den kein anderes menschliches Auge, als das Eurige, je gesehen, und den Ihr auf der Stelle verbrannt habt, gab er Euch die geheime Nachricht, daß er das Kind, in Ermanglung des Giftes, mit drei Dolchstichen getödtet habe.“

„Mensch!“ — rief Alonso mit Entsetzen — „hat dir dieses der Geist Gottes, des Allwissenden, geoffenbaret, oder ist mein blutiges Verbrechen bereits weltkundig?“

„Seyd ruhig,“ sprach Antonio; „in ganz Spanien weiß kein Mensch, der gegenwärtig noch am Leben ist, etwas Zuverlässiges davon, als ich. Ich kann Euch aber auch, wie ich denke, den besten Trost gewähren. — Die That ward gar nicht vollbracht. Fernando lebt noch!“

„Er lebt!“ rief Alonso voll des höchsten Erstaunens, und richtete sich in dem Bette auf. „O bei dem allmächtigen Gott, sagt mir die Wahrheit: Ist das wirklich so?“

„Ja,“ sprach Antonio ruhig, „ich kann es vor Gott bezeugen. Gottes heilige Vorsehung wachte über das Kind, und beschützte es wunderbar. Das Messer, mit dem Pedro es durchbohren wollte, hatte seine Schärfe verloren; der Arm des Mörders war wie gelähmt; sein Herz, vorhin härter als Stahl und Eisen, zerschmolz in Mitleid. Es war zwar auf das Aeußerste gekommen. Das Blut des Kindes floß bereits aus drei Wunden. Allein sie waren nicht tödtlich; Fernando blieb am Leben, und lebt noch bis auf diese Stunde.“

„Ach,“ rief Alonso und zitterte vor Freude, „wenn das so wäre, wenn Fernando noch lebte, und ich kein Mörder wäre, ich würde wieder neu aufleben! Ja, ich wäre bereit, meinen vereitelten Mordanschlag zu bekennen, und die ganze Grafschaft, die ich widerrechtlich besitze, ihrem wahren Herrn zurück zu geben. Aber noch ist mir alles wie ein

Traum, und ich kann es kaum glauben! Doch sagt, wie ging es weiter, und was fing Pedro mit dem blutenden Kinde an?«

Antonio sprach: „Als Pedro ganz rathlos vor dem blutenden Knaben stand, und nicht wußte, wo er ihn unterbringen, und wie er Eurem Zorn entgehen sollte, da schickte Gott ihm, oder vielmehr dem bejammernswerthen Kinde, gerade in der größten Noth einen edeln Mann zu Hülfe, ohne dessen Beistand das Kind wohl verloren gewesen wäre. Ritter Bernardo von Rio trat plötzlich herein, verband die Wunden des Knaben und nahm, ohne daß Jemand, als Pedro davon wußte, den Knaben mit sich.«

„Bernardo von Rio!« rief Alonso höchst erstaunt, „mein Feind, der geächtet ward, und heimlich aus Spanien entfloh?« —

Antonio sprach: „Der edle schuldlose Mann, der so schwer, aber falsch angeklagt worden, war bloß in die Gebirge entflohen, wo er ungekannt als ein frommer Einsiedler lebte. Dahin brachte er den kleinen Fernando, gab ihm eine vortreffliche Erziehung, und begleitete in der Folge ihn auf die hohe Schule, fest entschlossen, dessen Rechte auf die Grafschaft Alvaida vor dem königlichen Throne geltend zu machen. Alle Mittel dazu lagen in seinen Händen. Pedro hatte dem edlen Ritter nicht nur Euren ganzen Anschlag entdeckt; sondern von

Reue und Gewissensangst getrieben, daß er dazu beigetragen, den jungen Grafen Fernando um die Grafschaft zu bringen, hat er dem Ritter Eure Briefe, aus denen Euer Verbrechen deutlich zu ersehen, in der Folge übergeben. Diese Papiere, die gegen Euch zeugen; die drei Wundmahle des jungen Grafen, die er wohl mit in sein Grab nehmen wird; das Gypsbild, das sich statt des Leichnams in der gräflichen Gruft befindet, und noch mehr andere Umstände wären hinreichend gewesen, Euch Eures Verbrechens zu überführen, und es dahin zu bringen, daß Fernando als der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe des Grafen Alvarez anerkannt und in seine ihm entrissene Grafschaft wieder eingesetzt werde. Allein der Ritter Bernardo von Rio ward durch den Tod an der Ausführung seines Vorhabens gehindert. Graf Fernando aber, der seine hohe Abkunft selbst noch nicht wußte, begab sich erst nach London, wo ihn der österreichische Gesandte am englischen Hofe sehr gnädig aufnahm, begleitete dann den Gesandten nach Wien, und lebt nun in Böhmen als Vater einer liebenswürdigen Familie.„

Alonso schauderte über die Schmach, die ihm, ohne daß er davon wußte, gedroht hatte, öffentlich angeklagt und verurtheilt zu werden; allein die Freude, daß Ferdinand noch lebe, erfüllte bald seine ganze Seele. Er faltete seine Hände, blickte mit innigster Rührung zum Himmel und rief: „Guter

Gott, Deine Barmherzigkeit sey ewig gepriesen! Du hast Alles zum Besten gelenkt, was ich Böses vorhatte. Ich bin Deiner Barmherzigkeit nicht werth. Vor Dir bin ich, obwohl der Mord nicht vollbracht wurde, zwar ein Mörder. Es ist nicht mein Verdienst, daß die böse That unterblieb. Du verhindertest sie. Ich hätte verdient, daß ich als unmenschlicher Onkel, als treuloser Vormund, als Räuber fremden Erbes, aller meiner Würden entsetzt, meine Wappen von Henkershand zerschlagen, und ich auf lebenslang in ein dunkles Gefängniß geworfen würde. Allein du hast diese Schmach von meiner Familie abgewendet. Du hast mich durch Leiden anderer Art zur Besinnung gebracht; sie waren mir ein Glutofen, mich von Schlacken zu reinigen. O sey auch dafür gepriesen! Dieses einzige bitte ich Dich noch, erhalte mich noch so lange, bis ich mich ganz mit Dir ausgesöhnt habe und laß mich dann auch noch das Angesicht meines Brudersohn's, des guten, von mir schwer beleidigten Fernando sehen, den ich einst in meiner Verblendung haßte, aber nun liebe, als wäre er mein eigener Sohn. Laß mich auch noch seine Verzeihung für das ihm zugefügte Unrecht erlangen — und dann will ich gerne sterben!«

Neunzehntes Kapitel.

Ein alter Bekannter.

Don Alonso schwieg lange Zeit still, innerlich betend; endlich sagte er zu Antonio: „Es ist mir in diesen Begebenheiten noch vieles dunkel, worüber ich Licht haben möchte.“ Er that eine Menge Fragen, über die Antonio ihm hinreichende Auskunft gab. Alonso kam nun auch auf Pedro zu sprechen. „Der unglückliche Mensch dauert mich,“ sagte er; „auch an ihm habe ich mich schwer versündigt. Er war kein bösartiger Mensch, sondern nur von zu weichlicher Gemüthsart, die sich eben so leicht zum Guten, als zum Bösen bewegen ließ. Durch die Hoffnungen, die ich in ihm erregte, und die Furcht, die meine Drohungen ihm verursachten, brachte ich ihn dahin, die schreckliche That zu wagen. Daß er Fernando verschonte, dafür danke ich ihm; daß er mich mit dem trügerischen Leichenbegängnisse, und mit falschen Berichten von Fernando's Tod hinterging, verzeih ich ihm; allein daß er mich an Bernardo verrieth, und ihm meine Papiere auslieferte, hätte ich nicht von ihm erwartet. Doch sey ihm auch dieses von Herzen verziehen! Laßt den unglücklichen, bedauernswerthen Menschen in Euer andächtiges Gebet empfohlen seyn, ehrwürdiger Vater!“

Antonio sprach unter reichlich hervorströmenden Thränen: „Ach, nennt mich nicht ehrwürdig; denn ich bin ein großer Sünder. Ich bin jener Pedro jener unselige Lautenspieler, der Euch hintergangen und verrathen hat.“

Alonso hörte höchst erstaunt, sein ehemaliger Diener Pedro lebe noch; eben so verwundert war er, ihn in so veränderter Gestalt vor sich zu sehen. Er konnte kaum glauben, der alternde Mann mit den wenigen weißen Haaren und dem runzelvollen Gesicht sey jener ehemals so fröhliche Lautenspieler mit den reichen Locken und den vollen Wangen, die ehedem wie Rosen geblüht. Er faßte Pedro's Hand, betrachtete ihn lange mit Wehmuth, und entdeckte nach und nach unter den vielen Falten noch Spuren der ihm wohlbekannten, jugendlichen Gesichtszüge. Er ward von den Thränen des alten Mannes selbst bis zu Thränen gerührt und sagte: „Nun Gott Lob, daß Du noch lebst, und Gott dir Zeit zur Buße schenkte. Wir sind indeß Beide alt geworden, und haben uns sehr verändert. Ja, die ganze Welt um uns her hat für uns eine andere, ernstere Gestalt angenommen. Wir sehen nun Beide das Eitle, Leere und Vergängliche aller Erdenherrlichkeit ein, die uns so mächtig verblendete, uns zu Thorheiten und Verbrechen hinriß, und uns alle Ruhe des Herzens raubte. Ach ich habe vielen Jammer über dich gebracht! Auch diese

deine Thränen klagen mich an. Verzeih mir, lieber Pedro! Du warst damals ein unerfahrener, junger Mann, beinahe noch Jüngling; ich aber war ein Mann, von Erfahrung und Einsicht. Ich verführte dich, da ich vielmehr deine Jugend auf den guten Weg hätte leiten sollen. Aber sag, wie ging es dir indeß? Du hattest wohl auch Vieles zu leiden, bis Du, wie ich hoffe, in deinem frommen Orden, von dem dein Kleid zeigt, Ruhe gefunden!«

Antonio sprach: „Lieber Herr und Graf! Wenn Euch an der Geschichte eines so armseligen Erdensohn's, wie ich bin, etwas gelegen ist, so will ich sie Euch gern erzählen. — Als der innere Kampf, die Schrecken, die wahre Todesangst, die jener Mordanschlag und Mordversuch in mir erregten, vorüber, der Betrug mit jenem Scheinbegräbnisse gelungen, und mir das Versprechen des Rittersitzes in einem Belobungsschreiben von Euch auf's Neue zugesichert war, erwachte jener Wunsch, mit Fräulein Laura mich zu verehelichen, mit erneuter Gewalt in meinem Herzen. Festlich gekleidet eilte ich zu ihr, kündete ihr das Glück an, daß ich nun Besitzer eines Rittergutes werde, und bat sie um ihre Hand. Sie aber, wie sie denn einen durchdringenden Verstand hatte, erkannte sogleich, wie es mit mir stand. „Welch ein furchtbares Licht geht mir auf!« sprach sie. „Wie kommt Don Alonso dazu,

Euch ein Rittergut zu schenken? Welches Verdienst habt Ihr um ihn? Es ist nicht Euer Gesang und Lautenspiel, was er so belohnt. Ihr habt Euch von ihm zum Werkzeuge brauchen lassen, den kleinen holden Engel Fernando heimlich, durch Gift oder Dolch, aus der Welt zu schaffen. O was für ein schwarzes Herz verbergt Ihr unter einer schönen, blühenden Gestalt! — Wie? Ich sollte meine Hand in Eure Mörderhand legen? Nein, nein, ewig nicht! Wenn Ihr so rechtschaffen geblieben wäret, als Ihr bisher arm gewesen, dann hätte ich, wenn es, wie ich hoffte, meine Eltern zugegeben hätten, mich sicher von Euch zum Altare führen lassen. Denn ich hielt Euch für einen edeln Mann. Nun aber weiß ich, daß Ihr ein Bösewicht, ein Ungeheuer seyd! Schreibt es der Freundschaft zu, die ich bisher für Euch gefühlt habe, daß ich das schreckliche Geheimniß Eures Verbrechens für immer in meinem Herzen begrabe, und mit mir in das Grab nehmen werde.“

Sie blickte schmerzlich zum Himmel, und stand da wie eine Heilige. „Ach Gott,“ rief sie, „wie furchtbar ward ich getäuscht! Ich glühe vor Scham.“ So sprach sie, und zwei große Thränen glänzten wie Diamanten in ihren lieblichen Augen. Ich fiel vor ihr auf die Knie. Allein sie blickte mit dem edlen Zorn einer beleidigten Königin auf mich herab, und rief: „Weiche von mir, du giftige

Schlange, du blutgieriger Tieger, und betritt diese Schwelle in deinem Leben nicht mehr."

„Ich war wie vernichtet; ich taumelte, einem Trunkenen gleich, nach Hause. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. „So habe ich mich denn selbst, rief ich, um ein so großes Glück gebracht, indem ich von dem rechten Wege abgewichen bin! O so kann auch die Leidenschaft, die man die zärtlichste nennt, den Menschen grausam machen, wie einen Tieger! O kein Mensch traue einer Leidenschaft, wie sie auch immer heiße; sie verblendet den Verstand und vergiftet das Herz."

„Mein Gewissen, das nie ganz schlief, erwachte mit furchtbarer Gewalt. Ich nannte mich selbst Giftmischer und Meuchelmörder, der ich wegen meines gräßlichen Vorhabens in Gottes Augen auch war. Denn ich hätte ja den jungen Grafen wirklich vergiftet, wenn Gott es nicht gefügt hätte, daß mir kein Gift zu Gebot stand. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er, als ich schon zum Messer gegriffen hatte, und das schuldlose Kind bereits blutete, mich noch abhielt, die blutige That ganz zu vollbringen. Ach, wenn ich jene schauerliche That vollbracht hätte, so wäre ich von Sinnen gekommen; ich wäre ganz verzweifelt. Ich sah es nun für meine heiligste Pflicht an, dem jungen Grafen wieder zu seinem geraubten Erbe zu verhelfen. Ich erfuhr, was ich bisher noch nicht ge-

wußt, daß jener edle Ritter, welcher Fernando gerettet, und der fromme Einsiedler im Gebirge Eine Person seyen. Ich eilte zu ihm; ich übergab ihm Eure Briefe; ich fiel vor ihm auf die Knie, und bat und beschwor ihn, vor den König zu treten und mit ritterlichem Muthe die Rechte des jungen Grafen Fernando zu vertheidigen.«

Bernardo sprach: »Das soll geschehen; verlaßt Euch darauf. Allein jetzt ist es noch nicht Zeit dazu.« Der milde, sanfte, gütige Mann sagte noch weiter: „Sobald ich es rathsam finde, werde ich bei Alonso zuvor noch den Weg der Güte versuchen, und erst dann, wenn diese vergebens seyn sollte, gegen ihn als Kläger auftreten. Diese für Alonso so verderblichen Briefe aber werde ich versiegelt dem Prior eines Karthäuserklosters, der mein Freund ist, anvertrauen, mit der Bitte, sie als ein heiliges Beichtgeheimniß in dem Klosterarchive aufzubewahren, und sie durchaus an keinen Menschen auszuliefern, sondern nur mir, auf mein Verlangen, verschlossen wieder zurück zu stellen. Schweigt auch Ihr zu dieser traurigen Geschichte, und geht hin im Frieden.« Das hat Bernardo mir gesagt; das sind seine Worte, deren aller ich mich noch gar wohl entsinne.«

»Da ich nun,« erzählte Pedro weiter, „den jungen Grafen und seine Angelegenheiten in den besten Händen und vollkommen geborgen glaubte,

und da ich überdies hörte, Fräulein Laura habe den Schleier genommen und sich in den strengen Orden der heiligen Klara begeben, so entschloß ich mich, der Welt auch ganz zu entsagen, und in ein Kloster zu gehen. Indeß fürchtete ich, wenn Ihr erfahren würdet, daß ich, der Euer schreckliches Geheimniß wußte, meinen Sinn geändert, und zur Buße gegriffen habe, so könntet Ihr, um Euch gegen jede Entdeckung zu sichern, mich leicht aus dem Wege räumen lassen. Euren gefürchteten Nachstellungen zu entgehen, legte ich daher meinen Hut und Mantel auf einem Felsenabhange am Meere nieder, und zerschlug meine Laute an den Felsen, um die Welt zu überreden, ich habe mich ertränkt.«

„Ich begab mich in eine entfernte Gegend des Reiches, und ward auf mein dringendes Bitten in ein Kloster vom Orden des heiligen Franziskus aufgenommen. Ich ließ meine reichen Locken, auf die ich mir so viel einbildete, abscheeren und hüllte mich in dieses rauhe, mit einem Stricke umgürtete Gewand, um in einsamer Klosterzelle für mein Verbrechen zu büßen. Ich brachte meine Zeit mit Beten und Betrachten hin, verrichtete die Geschäfte, die man mir sonst im Kloster auftrug, mit Treue, und bekümmerte mich nichts mehr um Dinge, die außer mir in der Welt, ja sogar in meinem Kloster vorgingen. Nur die Nachricht, die in dem

vergangenen Jahre unserm Kloster in einem Sendschreiben mitgetheilt und Abends den versammelten Vätern und Brüdern vorgelesen wurde, Laura sey als die Vorsteherin ihres Klosters, von allen Clarissinnen innig verehrt und schmerzlich beweint im Herrn entschlafen, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Ich ward von dem lebhaftesten Gefühle der Vergänglichkeit alles Irdischen durchdrungen, und dachte an nichts mehr, als an Tod und Ewigkeit.“

„Erst vor etwa drei Monaten erfuhr ich, ganz zufälliger Weise, oder vielmehr durch Gottes Schickung, Ritter Bernardo sey schon lange gestorben, sein Pflegesohn Fernando habe sich nach England, und von da mit einem Grafen Gallas nach Wien begeben; Ihr aber seyed noch im Besitze der Grafschaft, und führtet auf diesem Schlosse hier ein sehr trauriges, einsames Leben. Ich wünschte, Euch zu sprechen, und bat daher meine Obern, ohne jedoch den eigentlichen Grund meiner Bitte anzugeben, mich in das Kloster zu versetzen, in dem ich mich gegenwärtig befinde, und das nur einige Meilen von diesem Eurem Schloße entfernt ist. Vor wenigen Tagen kam ich da an, und als ich eben mir die Erlaubniß ausbitten wollte, Euch zu besuchen, gab mir mein Quardian den Auftrag, Euch in Eurer Krankheit beizustehen. So hat Gott uns nach vielen Leiden und Trübsalen wieder zusammen geführt.“

„Ich bin nun wohl hieher geschickt, Euer Sündenbekenntniß zu vernehmen; anstatt dessen habe ich nun das meinige Euch abgelegt. Da ich Euer Mitschuldiger bin, kann ich nun weiter nichts mehr für Euch thun. Ich kann Euch aber einen guten Rath geben. Seht, lieber Herr, ich habe in dem Kloster den erwünschten Frieden des Gewissens lange Zeit nicht gefunden. Immer stand mir mein Verbrechen vor Augen; ich fühlte, daß ich in den Augen Gottes ein Mörder sey. Die strengsten Bußübungen — Fasten und Nachtwachen — konnten mir die verlorne Ruhe des Gewissens nicht wieder geben. Da fand ich unter den Vätern des Klosters, in dem ich damals lebte, einen ehrwürdigen Greis, der in dem Rufe der Heiligkeit steht. Ihm entdeckte ich den traurigen Zustand meines Gewissens. Dieser Mann nun hat mich an die Erbarmungen Gottes hingewiesen. Er lehrte mich den Erlöser näher kennen, der vom Himmel zur Erde gekommen, die Sünder, auch die allergrößten, selig zu machen. Es leuchtete mir ein, daß wir Menschen, so wie wir sind, einer versöhnenden Liebe bedürfen. Trost und Kraft von oben kam in mein Herz. Ich ward überzeugt, daß Gott durch Christus mir verziehen und mich wieder zu seinem Kinde aufgenommen habe. Ich konnte nun die Blicke wieder freudig zum Himmel erheben; ich freute mich innigst der Liebe Gottes und mei=

nes Erlösers. Ich konnte ohne Schrecken an den Tod denken; ja es eröffneten sich mir die lichtesten, erfreulichsten Aussichten in die Ewigkeit. Macht es nun, wie ich! Vertraut Euch jenem frommen Greise, der sich schon seit einem Jahre in eben dem Kloster aufhält, in dem ich jetzt wohne, und der seine alten Tage da zu beschließen gedenkt. Ihm legt Eure Beicht ab. Ich will ihn Euch zuführen, und er wird Euch Eurem Erlöser zuführen, in Dem allein Heil und Ruhe für verwundete Herzen und geängstigte Gewissen zu finden ist."

Alonso war bereit, Antonio's guten Rath zu befolgen. Antonio reiste am andern Morgen ab; jener ehrwürdige Greis kam. Er blieb drei Tage, und Alonso ward so beruhigt, daß er sich wie neugeboren fühlte. Sein nunmehr beruhigtes Gewissen, der Gedanke, daß Ferdinand noch lebe, die Heiterkeit, die nunmehr seinen Geist erfüllte, wirkten mächtig auf die Gesundheit seines Leibes ein. Wie bisher sein gebeugter Geist den Körper niederdrückte, so erhob sich nunmehr mit seinem Geiste auch seine körperliche Kraft. Er konnte bald das Bett verlassen, fühlte sich mit jedem Tage kräftiger, und hatte nun keinen andern Wunsch mehr, als Ferdinand zu sehen, und ihm die entzogene Grafschaft zurück zu geben.

Zwanzigstes Kapitel.

Drei liebliche Kinder.

Nachdem Don Alonso von seiner Krankheit vollkommen hergestellt war, entbrannte sein Herz von solchem Verlangen, Ferdinand zu sehen, daß er den Entschluß faßte, unerachtet seines Alters, selbst nach Böhmen zu reisen; ja, daß er diese Reise unverzüglich antrat. Antonio leistete ihm, unter dem Titel eines Hofkaplans, treue Gesellschaft. Alonso wußte sich von dem Grafen Gallas ein Schreiben an Ferdinand zu verschaffen, worin bloß gesagt war, der Ueberbringer dieses Briefes sey ein Grand aus Spanien, der Böhmen bereise; der Verwalter solle ihn und dessen Reisegefährten freundlich aufnehmen, und dieselben, so lange es ihnen zu bleiben gefällig seyn werde, in dem Schlosse Standes gemäß bewirthen.

Alonso hatte auf den rauhen, ungebahnten Wegen über die waldigen Gebirge Böhmens viele Beschwerden zu ertragen. Als er in seinem Reisewagen mit vieler Mühe abermal die Höhe eines waldbewachsenen Berges erreicht hatte, erblickte er endlich durch eine Oeffnung des Waldes in blauer Ferne das alte Schloß, wo Ferdinand wohnte; es erhob sich mit seinen stafflichten Zinnen und seinen hohen Thürmen aus einem großen, fruchtbaren Thale.

„Ach Antonio,“ sagte Alonso zu seinem Reisegefährten; „mir ist es sehr bange um das Herz! Wenn Fernando erfährt, was ich gegen ihn im Sinne hatte, muß sich ihm nicht das Herz im Leibe in glühenden Haß gegen mich wenden? Er wird mich für ein Ungeheuer halten. Ach es ist schauerlich, wenn der Greis vor dem jungen Manne, der Onkel vor dem Neffen, so strafwürdig dastehen soll!“

„Seyd ruhig!“ sagte Antonio; „Fernando weiß es sicher nicht, daß Ihr je einen solchen Anschlag auf ihn gemacht habt; er schiebt alle Schuld auf den Wahnsinn jenes Lautenspielers, den er in mir gewiß nicht mehr erkennen wird. Indeß wollen wir ihn doch erst ausforschen, wie viel er etwa von der Geschichte weiß; auch wollen wir ihm für jetzt durchaus nicht mehr sagen, als er zu wissen nöthig hat. Ihr seyd ein Mann von Welt, und wisset dieses schon zu machen.“

„Du hast Recht,“ sagte Alonso; „auch können wir auf diese Art am sichersten zur vollen Gewißheit gelangen, ob der Bewohner dieses Schlosses wirklich der Fernando sey, den wir suchen. Ach, ich bin sehr mißtrauisch gegen die Menschen geworden; ich fürchte, der junge Mann könnte ein anderer junger Spanier seyn, sich aber, wenn er sogleich vernähme, welche glänzenden Aussichten auf Fernando warten, für denselben ausgeben, und so könnten wir leicht betrogen werden.“

„Sorgt nicht,“ sagte Antonio; „Ihr werdet gewiß den rechten Fernando finden, und vollkommen überzeugt werden, er sey es.“

Sie fuhren hinab in das Thal, und kamen in ein Dorf, das nur aus niedrigen Häusern bestand, die anstatt der Mauern bloß hölzerne Wände hatten, und anstatt der Ziegel mit hölzernen Schindeln gedeckt waren. Hier ließen sie den Reisewagen stehen, und gingen zu Fuß auf das Schloß zu, wohin es nur mehr eine halbe Stunde war. Alonso hatte seine gräfliche Kleidung mit einem dunkelfarbenen Ueberrocke bedeckt. Antonio war in sein Ordensgewand gekleidet, führte einen langen Reisestab in der Hand, und trug sein Brevier unter dem Arme.

Sie kamen an den Schloßgarten, den eine Mauer umgab; das große, eiserne Gitterthor, das mit prächtigen Verzierungen und einem vergoldeten Wappen prangte, war nicht verschlossen. Sie traten hinein, und kamen in einen hochgewölbten schattigen Laubgang. Der dunkle Laubgang führte auf einen schönen, grünen Platz mit vielen Obstbäumen — und da erblickten sie nun, im Glanze der untergehenden Sonne, ein sehr liebliches Schauspiel.

Einer der nächsten Bäume, ein junger Kirschenbaum, hing voll ungemein großer, glänzend rother Kirschen; ein blühender Knabe von etwa sieben Jahren stand auf einer kleinen Leiter, pflügte Kir-

schen, und warf sie seiner kleinen Schwester, einem holden Mädcheu von fünf Jahren, herab in die Schürze. Ein munterer Knabe, etwa sechs Jahre alt, ordnete freundlich lächelnd die Kirschen, die ihm die Schwester hinbot, in ein zierliches Körbchen. Die drei Kinder waren bei ihrer ländlichen Beschäftigung sehr fröhlich und vergnügt; als sie aber die zwei fremden Männer erblickten, stellten sie ihr Geschäft sogleich ein. Beide Knaben sprangen auf den Pater Franziskaner zu, küßten ihm nach Landessitte die Hand, und verneigten sich vor dem andern Herrn. Das Mädchen aber blieb schüchtern in einiger Entfernung stehen.

„Die Herren sind wohl gekommen, unsern Garten zu sehen?“ sagte Karl, der ältere Knabe; „du Bruder, zeig ihnen indeß den Garten! Ich will den Vater suchen, und es ihm sagen, das fremde Herren da seyen.“

Er sprang eilends fort. Der jüngere Knabe und das Mädchen, das jetzt auch näher gekommen war, begleiteten die Herren. „Sehen Sie,“ sagte der Knabe, „hier in diesem Kreise von Obstbäumen steht eine steinerne Jungfer, Namens Pomona. Sie hält uns ein Körbchen voll steinerner Früchte entgegen, als wollte sie uns damit beschenken; allein mir sind die Kirschen, die Aepfel und Birnen, die an unsern Bäumen wachsen, viel lieber.“

„O,“ sagte die kleine Bertha, „ich will Ihnen

noch eine schönere Jungfer zeigen! Kommen Sie mit mir. Sehen Sie da in Mitte des großen, runden Blumenbeetes das steinerne Fräulein mit dem Blumenkörbchen; sie heißt Flora. Sonst sehen ihre steinerne Wangen sehr blaß aus; jetzt aber hat die Abendsonne sie recht artig roth gefärbt.«

»Nun,« sprach der Knabe, »müssen Sie noch etwas recht Schönes sehen! Kommen Sie mit mir durch diese Allee. Sehen Sie, hier in der Mitte des Garten, den steinernen Wassermann, der ein Horn an den Mund hält, aus dem er Wasser hoch in die Luft bläst; zu seinen Füßen krümmen sich ein paar seltsame Fische, die aus den Nasen Wasser ausspritzen. Da unten aber in dem großen Wasserbehältnisse — sehen Sie da! — sind lebendige Fische, die wunderschön roth aussehen und lustig umherschwimmen. Diese Wasserkunst, sagen die fremden Herren und Frauen, die hieher kommen, unsern Garten zu besehen, sey das Schönste im ganzen Garten.«

»Aber jetzt kommen Sie einmal mit mir in jene Allee!« fing der Knabe wieder an. »Sehen Sie nun hier den großen, runden Platz, der mit reinem, gelblichem Sande bestreut und von hohen, grünen Laubwänden umgeben ist; die Bäume da in den Kübeln, die im Kreise umher gestellt sind, tragen köstliche Früchte, Zitronen und Pomeranzen genannt. Jetzt sind die Früchte freilich noch klein

und ganz grün, aber wenn sie reif werden, was hier zu Lande freilich etwas lange hergehen soll, so werden sie schön gelb, die Zitronen wie blasses Gold, und die Pomeranzen wie röthliches Gold. Solche Bäume gibt es nirgends, als bei uns. Man muß sie aber im Winter in jenes Haus mit den vielen Glasfenstern einsperren, damit sie nicht erfrieren.«

»Ich komme aus Spanien,« sagte Alonso lächelnd, »aus einem Lande, in dem es ganze Wälder von Zitronen= und Pomeranzenbäumen gibt, die jahraus und jahrein unter freiem Himmel stehen, ja die meisten Monate des Jahrs, zugleich mit silberweißen Blüthen und goldenen Früchten prangen. Der Rosmarin, von dem ich hier in dem zierlichen Blumentopfe ein Zweiglein sehe, ist dort so gemein, und wird so hoch und stark, daß man Büschel daraus bindet, deren man sich zum Einheizen bedient.«

»Das muß ein herrliches Land seyn!« sagte der Kleine: »noch viel schöner, als unser Land, das mir aber doch auch sehr wohl gefällt.«

»Nun,« sprach Alonso, indem er sich etwas ermüdet auf die nahe steinerne Bank setzte, »komm einmal her, liebes Kind, und sage mir, möchtest du wohl mit mir in jenes Land ziehen?«

»O ja, warum nicht?« sagte der Knabe und lächelte ihn freundlich an; »wenn der Vater und

und die Mutter, und Karl und Bertha mitziehen, so reise ich mit Freuden dahin!“

Alonso betrachtete den Knaben mit Wohlgefallen, setzte ihn auf sein Knie, streichelte ihm die gescheitelten dunkeln Locken etwas zurück, und sagte zu Antonio in spanischer Sprache: „Sieh nur Antonio, was das für ein holder Knabe ist! Wie freundlich und unbefangen er mich mit seinen hellen, schwarzen Augen anblickt! Wahrhaftig, er kann seine spanische Abkunft nicht verläugnen!“

„Aber nun,“ sagte Alonso zu dem Knaben in deutscher Sprache, „sage mir, Kleiner, wie heißest du?“

„Ich heiße, wie mein Vater,“ sprach der Knabe; „mein Name ist Ferdinand.“

„Ach,“ rief Alonso in seiner Muttersprache, indem er Antonio ansah; „ich denke, der Knabe hat nicht nur den Namen seines Vaters; er ist auch das treue Ebenbild seines Vaters. Ja gerade ein so lieblicher Knabe, wie dieser, war sein Vater, als er in diesem Alter war. Ich meine, ich sehe ihn! O was für ein Ungeheuer war ich, daß ich gegen ein solches schuldloses, liebenswürdiges Kind so grausam seyn konnte! Wie können doch die Leidenschaften den Verstand des Menschen bis zum Wahnsinne verfinstern, und alle edlere Empfindungen aus seinem Herzen heraus reißen. Ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht erfahren hätte;

ja, jetzt noch ist es mir unbegreiflich, wie ich so ruchlos handeln konnte.«

„Wir können,« sagte Antonio, „vor unsern Leidenschaften nicht genug auf der Hut seyn, und haben Ursache genug, täglich um Beistand von oben zu bitten, um sie zu bändigen. O wenn ich daran denke, wie noch viel grausamer, als Ihr, ich gegen ein solches Kind seyn konnte, so schaudere ich vor dem Bösen, das in dem Herzen des Menschen liegt, und ich fürchte mich vor mir selbst.«

Der Knabe verstand diese Worte, die in spanischer Sprache gesprochen wurden, nicht. Allein es fiel ihm auf, warum die zwei Fremden auf einmal so ernst wurden. „Ich werde doch nichts Ungeschicktes gesagt haben, sprach er, „daß die Herren so finstere Gesichter machen? Wenn ich Sie sollte beleidigt haben, so bitte ich um Verzeihung. Denn man soll keinem Menschen ein unfreundliches Wort geben, sagt der Vater.«

Die kleine Bertha war zu Anfang dieses Gespräches auf einmal eilig fortgelaufen, ohne zu sagen warum; jetzt kam sie aber freudig hüpfend wieder zurück, und hielt in jeder Hand ein Blumensträußchen. „Seht da,« rief sie, „wir haben in unserm Garten doch auch spanische Blumen, die in Spanien selbst nicht schöner seyn können, da, diese spanischen Wicken! Schaut nur, wie schön weiß und roth dieses eine Sträußchen hier, und wie lieb-

lich roth und blau das andere ist. Und riecht einmal daran, wie wohl sie riechen!“ Sie gab das rothe Sträußchen dem Antonio und das blaue dem Alonso.

„Das ist schön, liebe Bertha,“ sagte der Knabe, „daß du den hochwürdigen Herrn und auch den andern Herrn mit Blumen beschenkest. Wir haben noch nie einen Fremden leer, ohne eine Blume oder einige Früchte aus unserm Garten hinweg gehen lassen. Du erinnerst mich an das, was ich über dem Gespräche von dem schönen gelobten Lande Spanien vergessen habe. Ich werde sogleich wieder da seyn!“

Er sprang fort und brachte das Körbchen mit den schönen rothen Kirschen, das er unter dem Baume hatte stehen lassen, und sagte: „Da meine lieben Herren, ist eine kleine Erfrischung für Sie. Essen Sie die Kirschen, bis der Vater kommt. Sie sind sehr süß, und kommen eben frisch vom Baume.“

Ueber die lieblichen zwei Kinder, und ihr freundliches Wohlwollen vergaß Don Alonso seine traurigen Gedanken, und wurde wieder heiter. „Sieh, Antonio,“ sagte er, „wie diese unschuldigen Kinder so freundlich und wohlwollend, so fröhlich und kummerlos sind! Das waren wir einst auch — und das könnten wir noch seyn, wenn wir so unschuldig geblieben wären, wie sie!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Vater.

Der Vater der lieblichen Kinder kam jetzt die Allee herauf. Alonso ging ihm einige Schritte entgegen, und überreichte ihm den Brief. Ferdinand las den Brief, blickte Alonso verwundert an, und bezeigte ihm seine Ehrerbietung. Auch dem Pater Franziskaner erwies er die geziemende Achtung. Alonso, dem die Knie bebten, setzte sich wieder auf die Bank, und bat Ferdinand, sich zwischen ihn und Antonio in die Mitte zu setzen. Nach einer kurzen Weigerung setzte Ferdinand sich, und sagte dann: „Sie kommen also aus Spanien? Das ist mein Vaterland, in dem ich die glücklichen Jahre meiner Kindheit und Jugend zugebracht habe.“

Sie sind also ein geborner Spanier!“ sprach Alonso. „Wer waren Ihre Eltern? Wie kommen Sie aus dem herrlichen Spanien hieher zwischen diese dunkeln Wälder und rauhen Berge Böhmens?“

„Meine Schicksale,“ sprach Ferdinand, „sind etwas seltsam und ganz eigen; die Erinnerungen aus meinen Kinderjahren gleichen indeß bloß einem dunklen Traume. Ich wohnte in einem alten Schlosse mit gewölbten Gängen und Zimmern; die hohen Fenster hatten die Aussicht auf den Schloßgarten. Die Frau, die ich für meine Mutter hielt,

die es aber, wie ich später vernahm, nicht war, war sehr schön, und immer überaus freundlich gegen mich. Meine ältesten drei Geschwister, wofür ich sie hielt, hießen Philippo, Eugenia und Karlos; die kleinern weiß ich nicht mehr zu nennen. Der Herr, den ich Vater nannte, war selten zu Hause. Er schien kein sonderlicher Kinderfreund; er befahl immer sehr strenge und wir Kinder fürchteten ihn sehr. Das ist fast Alles, was ich weiß. Eines Auftrittes indeß erinnere ich mich noch lebhaft. Ich ward einst sehr krank. Da mußte meine Mutter mit allen Kindern plötzlich verreisen. Der strenge Vater wollte es so haben; denn er hielt meine Krankheit für ansteckend. Die Mutter kam noch einmal an mein Bett, segnete mich, küßte mich mehrmal, benetzte mein Angesicht mit Thränen, und versprach, bald wieder zu kommen. Dieser Abschied war mir bis diesen Augenblick unvergeßlich. Der Vater trieb sie, zu gehen, und seit jener Zeit sah ich sie nicht mehr. Der Vater, eigentlich mein Pflegevater, hatte einen Lautenspieler, Namens Pedro, der ein recht artiger Mensch war, und mit uns Kindern gut umzugehen wußte. Er sang uns schöne Geschichten vor, die in Reime gebracht waren, machte uns allerlei kleine Geschenke, und lehrte uns allerlei Spiele, bei denen wir sehr lustig waren. Wir Kinder hatten ihn alle recht lieb. Als ich krank ward, blieb er bei mir, als

Krankenwärter. Allein plötzlich wurde er rasend, und wollte mich mit einem Messer erstechen. Auf meine Bitten, denen die Todesangst einen besondern Nachdruck geben mochte, verschonte er mich noch. Allein er hatte mir doch drei Wunden versetzt, von denen man die Mahlzeichen bis auf diese Stunde noch sieht.“

Alonso hörte diese Erzählung mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme an. Als er seiner verstorbenen Gemahlin erwähnen und seine verblichenen Kinder mit Namen nennen hörte, da drangen ihm die Thränen in die Augen. Er schauderte zusammen, als Ferdinand von seiner Todesangst sprach. Auch Pater Antonio erblaßte und bebte, als er an seinen mörderischen Anfall und jene blutigen Wunden erinnert wurde. Alonso war indeß froh, daß Ferdinand ihn, den Onkel, wegen des Mordanschlages nicht in Verdacht hatte, und auch dem Antonio war es sehr lieb, daß Fernando ihn nicht mehr erkannte, und die Grausamkeit jenes Lautenspielers dem Wahnsinne zuschrieb. Beide aber dankten in ihrem Herzen Gott, daß Er die Vollendung ihres schauerlichen Verbrechens verhindert hatte. Ferdinand erzählte nun weiter, wie er von Bernardo erzogen wurde, und dann nach London, Wien und endlich nach Böhmen gekommen.

Alonso zweifelte nicht mehr, der wohlgestaltete, edle junge Mann, zu dem sich sein ganzes Herz

hinneigte, sey der Sohn seines seligen Bruders. Indeß wollte er doch noch zum Ueberflusse, um die anschaulichsten Beweise zu haben und zur vollkommensten Gewißheit zu gelangen, jene Wundmahle sehen. Er sprach daher: „Eure Geschichte ist in der That merkwürdig; allein habt Ihr denn nie von Euren Eltern etwas Näheres erfahren?“

„Ach nein, nie, nie!“ sagte Ferdinand wehmüthig. „Bernardo hat es mir zwar versprochen, mir das Geheimniß, das auf meiner Herkunft ruht, zu entdecken; allein sein unvermutheter Tod hinderte ihn daran.“

„Nun,“ sprach Alonso, „so kann vielleicht ich über Eure Abkunft Euch Aufschluß geben. Allein da kommt Alles darauf an, ob Ihr wirklich jener Knabe gewesen seyd, den jener Wahnsinnige ermorden wollte, und ihm deßhalb drei Messerstiche versetzt hat. Doch, wie Ihr sagt, kann man die Mahlzeichen jener Wunden bis auf diese Stunde noch sehen?“

„Ihr selbst sollt sie sehen!“ sprach Ferdinand, riß seine Weste auf und zeigte ihm die Wundmahle. Alonso sprang auf, öffnete seine Arme weit, umfaßte Ferdinand, drückte ihn an sein Herz, und rief unter einem Strome von Thränen: „O Fernando! Du bist wahrhaft mein Neffe, der Sohn meines seligen Bruders Alvarez. Du bist ein Graf von Alvaida, der einzige rechtmäßige Erbe einer der herrlichsten Grafschaften Spaniens. Durch

eine feindselige Fügung von Umständen wurdest du aus deinem Erbe verstoßen; unwissend deiner hohen Abkunft wuchsest du auf, und wußtest nichts von deinen lieben Eltern und deinen Verwandten. Ich selbst hielt dich für todt. Allein sobald ich vernahm, du seyest noch am Leben, da brannte mein Herz von Verlangen, dich wieder zu finden. Ich dürstete nach dem seligen Augenblicke, dich an diese Brust zu drücken. Aus Liebe zu dir, den ich nur als einen zarten Knaben gekannt, verließ ich unser liebes Vaterland, das herrliche Spanien, und machte die weite Reise bis hieher in Böhmens Wälder, um dich von Angesicht zu sehen, das Unrecht, das dir geschah, zu vergüten, dich wie im Triumphe nach Spanien zurück zu führen, dich in deine Grafschaft einzusetzen und dir alle deine Güter zurück zu geben. Sey mir denn, liebster Fernando, von ganzem Herzen gegrüßt; sey mir tausendmal willkommen. Erkenne in mir deinen Blutsverwandten, den Bruder deines seligen Vaters — und schenke mir deine Liebe!“

Ferdinand war höchst erstaunt und erfreut; er umarmte seinen Onkel und weinte an seinem Halse die seligsten Thränen. Alonso weinte auch vor Freude, allein seine Freudenthränen waren mit Thränen des bittersten Schmerzes vermischt. „Ach,“ dachte er, „wenn Fernando wüßte, wie ich gegen ihn gesinnt gewesen, er müßte mich hassen und sich mit Ab-

scheu von mir wenden. So kann die Schuld dem Menschen die süßesten Augenblicke seines Lebens verbittern!“

Alonso sprach hierauf, indem er sein Oberkleid öffnete und den Stern von funkelnden Diamanten, den er am Rocke trug, abnahm und ihn Ferdinand überreichte: „Sieh, dieses Zeichen meiner gräflichen Würde und eines Grandes von Spanien, das nun, da du noch lebend entdeckt wurdest, mir nicht mehr gebührt, übergeb' ich hiemit dir. Komm, laß dir diesen Stern an deine Brust heften. Laß ihn dir einen kleinen Ersatz seyn für die Wunden, deren Merkmahle sie noch trägt!“

„Ach,“ sagte Ferdinand, „als diese Wunden bluteten, dachte ich wohl nicht, daß sie zu einer so glücklichen Entdeckung führen, und mir so belohnt werden sollten. So weiß Gott den Menschen alles Böse zum Guten zu lenken.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Mutter.

Während Onkel Alonso sich seinem Neffen Fernando zu erkennen gab, und ihn als einen Grand von Spanien mit dem Stern schmückte, kam durch einen der grünen, schattigen Seitengänge Klara, Ferdinands Ehegattin herbei, um die fremden Her-

ren zu begrüßen. Als sie aber den Stern erblickte, der an Ferdinands Brust funkelte, und ihn Don Fernando nennen hörte, erblaßte sie. Es war ihr als thäte sich zwischen ihr und ihm eine große Kluft auf. Sie blieb erschrocken in dem dunkeln Gange stehen.

Don Alonso, der in der Freude seines Herzens Klaren nicht bemerkte, sowie auch die Uebrigen sie nicht wahr nahmen, sprach weiter: „Nun laß uns eilends aufbrechen; mein Reisewagen steht schon bereit. Ich will dich dem Kaiser vorstellen, daß er, als König von Spanien, deine Rechte anerkenne, dir den Besitz deiner gräflichen Güter zusichere, und deine liebenswürdigen Kinder für die rechtmäßigen Nachkommen meines seligen Bruders erkläre. Was ist deine Gemahlin für eine geborne?“

„Sie ist die Tochter eines Försters,“ sagte Ferdinand, „und heißt Klara Hermann.“

„Wie, was?“ rief Don Alonso, und sein ganzes Gesicht verfinsterte sich; sein Stolz auf den alten Adel, aus dem er abstammte, erwachte mit ganzer Macht. „Eine Förstertochter, die Tochter eines Jägers!“ sprach er wiederholt und mit einer Art von Entsetzen und Verachtung. „Das ist schlimm, sehr schlimm! Das kommt mir ganz unerwartet. Daran habe ich, mit andern Gedanken und Empfindungen beschäftigt, noch gar nicht gedacht. Nun ist all meine Freude verdorben und ich weiß meines Jammers kein Ende.“

Ferdinand war über diese Reden sehr bestürzt. Alonso bemerkte es und sagte: „Freilich, freilich wohl! Du wußtest nicht, daß du ein Graf aus dem ältesten Adel Spaniens seyest; sonst wärest du nicht auf den unseligen Gedanken gekommen, eine Bürgerliche, ein Jägermädchen zu heirathen. Da müssen wir nachsinnen, was hier weiter zu thun und wie dieser schreckliche Mißgriff in deiner Wahl zu verbessern sey! Diese Mißheirath brächte mir sonst den Tod.“

Klara war tief betrübt; Alonso's Worte zerrissen ihr das Herz. Sie entfernte sich eben so unbemerkt, als sie gekommen war.

Alonso aber stand auf, ging mehrmal mit großen Schritten auf und ab, rieb sich die Stirne, und blieb dann auf einmal vor Antonio stehen: „Ihr, ehrwürdiger Vater,“ sprach er, „wißt da vielleicht eine Auskunft. So viel ich weiß, trennt Irrthum in der Person die Ehe. Sagt einmal, könnte aus diesem Grunde diese Ehe nicht für ungültig erklärt und getrennt werden!“

„Irrthum in der Person,“ sagte Antonio, „ist allerdings ein trennendes Ehehinderniß, das eine Ehe ungültig macht. Allein hier ist es doch ein ganz eigener Fall.“ — „Der seltsame Fall nämlich,“ fuhr er fort und hielt seinen Zeigefinger an die Stirne, „daß Einer sich in seiner eigenen Person geirrt, und selbst nicht gewußt habe, wer er sey,

ist mir noch gar nicht vorgekommen. Wir müssen solche Männer, die in dem geistlichen Rechte besser, als ich, bewandert sind, um Rath fragen.“

„Es braucht da gar keine lange Berathungen,“ rief Ferdinand; „ich trenne mich um keinen Preis von Klara. Nein, nein, um keine Grafschaft, nicht um die beiden Kronen des Kaisers, nicht um beide Indien würde ich so treulos an meinem lieben Weibe handeln. Die Treue, die ich ihr am Altare vor Gottes Angesicht gelobt habe, werde ich ihr halten bis in das Grab. Nichts, nichts soll uns trennen, als — wie dort der Priester sagte — allein der Tod. Ich hatte zwar anfangs Freude, zu vernehmen, ich sey ein Graf. Allein ich war ein Thor. Der eitle Glanz blendete mich — aber nur auf Augenblicke. Dieser leichte Traum ist nun vorüber, und so schnell verschwunden, als er gekommen. Ich will von Eurer Grafschaft nichts mehr wissen. Es freut mich zwar, Euch, ehrwürdiger Onkel, von dem ich nichts wußte, von Angesicht kennen zu lernen. Aber sagt mir kein Wort mehr von Ehescheidung. Zieht mit Gott wieder zurück in Euer herrliches Spanien — ohne mich; ich bleibe hier in meinem zweiten Vaterlande, dem lieben Böhmen, wo ich so glücklich und vergnügt lebe, wie im Paradiese, und wo ich mein Leben auch zu beschließen gedenke. Ich bin in diesem Augenblicke zu angegriffen, mich in ein weiteres Gespräch

mit Euch einzulassen. Indeß muß ich bekennen, daß ich mich in Eure Denkart nicht finden kann. Ich hätte mehr Weisheit und menschliches Gefühl von Euch erwartet. Verzeiht, daß ich Euch jetzt verlasse; ich komme wieder, aber — wenn Ihr je noch einmal von Scheidung meiner Ehe sprechen solltet — nur, um Euch Lebewohl zu sagen.“

Ferdinand ging, um seine Klara aufzusuchen; sie hatte ihm gesagt, sie werde sogleich in den Garten nachkommen, und es wunderte ihn, wo sie geblieben. Er fand sie in der gewöhnlichen Wohnstube in Thränen, mit zerstreuten Haaren und blaß wie eine Leiche, auf ein Kanapee hingesunken. Ihre drei Kinder umgaben sie, drängten sich an ihre Knie, oder hingen sich an ihre Arme, und weinten und jammerten alle laut.

„Klara, liebste Klara,“ rief Ferdinand, „um des Himmels willen, was ist dir, was hast du!“

Klara blickte wehmüthig zu ihm auf, sah den Stern, den er noch an der Brust hatte, und rief: „O dieser Stern ist ein wahrer Unglücksstern für mich und meine Kinder. Du bist nun ein Graf, ein großer Herr — ich aber nur eine arme Förſterstochter. Dein Onkel, dessen stolze Blicke mich schreckten, und dessen Reden mir die Knie beben machten, wird unsere Ehe nie zugeben. Er sinnt darauf, uns zu trennen. Er will dich in Hoheitsträume einwiegen und dich bereden, mich zu ver-

stoßen, um dich mit einer Gräfin von altem Adel zu vermählen; er wird von dir fordern, deine Kinder zu verläugnen und ihnen nicht einmal gestatten, deinen Namen zu führen. O den Jammer werde ich nicht lange überleben; er bringt mich sicher bald in das Grab.«

„Liebste Klara,“ sprach Ferdinand und schloß sie in die Arme, „was für Gedanken steigen in deinem Herzen auf! Ist es möglich, konntest du auch nur einen Augenblick glauben, dein Ferdinand könne dich verstoßen und seine lieben Kinder verlassen! Nein, nein, ewig nicht! Ein so treuloser Mann, ein so unmenschlicher Vater bin ich nicht. Ich habe meinem Onkel seine Grafschaft schon wieder zurück gegeben. Und sieh da, diesen von Edelsteinen glänzenden Stern — sieh, ich reiße ihn von meiner Brust und schleudere ihn von mir. Du bist mir mehr, als alle Edelsteine in der Welt; ja du bist mir ein freundlicher Stern aus einer bessern Welt, den mir Gott aufgehen ließ, um alle Tage meines Lebens zu beglücken. Unser Eheband, vor dem Altare geheiligt, ist mir heiliger, als alle Ordensbänder, womit ein Mensch, sey er König oder Kaiser, mich schmücken könnte. Das Band, das uns vereiniget, hat Gott geknüpft und keine menschliche Gewalt soll es mehr auflösen.“

Er setzte sich zu ihr, nahm das weiße Tuch aus ihrer Hand, und trocknete ihr sanft die Thrä-

nen ab. Sie weinte auf's Neue — aber nur Freudenthränen. „Du bist ein sehr edler Mann, liebster Ferdinand," sagte sie; „deine Liebe zu mir hat sich nun in einer großen Prüfung bewährt, wie Gold in dem Feuer. Ich bin nun, wo möglich, noch glücklicher als zuvor."

Ferdinand hatte auch Thränen in den Augen. Beide Eltern umschlossen ihre Kinder, und der kleine Ferdinand sagte: „O Gott Lob, nun bleiben wir alle wieder beisammen!"

„Ja, meine lieben Kinder," sagte der Vater, „ich bleibe bei euch und eurer lieben Mutter. Bei Eintracht, Liebe und Frieden werden wir glücklicher seyn, als bei allem Glanz und Reichthum, den uns eine Grafenkrone verschaffen könnte!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die glückliche Familie.

Als Ferdinand eben seine Klara beruhigt hatte, und sie mit Thränen in den Augen wieder lächelte, und die Kinder laut jubelten, öffnete sich die Thüre, und Alonso trat mit Antonio herein. Klara und die Kinder erschraken; die kleine Bertha, die mit dem glänzenden Ordensstern, den der Vater auf den Tisch geworfen hatte, spielte, ließ den Stern vor Schrecken fallen.

Der stolze Alonso zweifelte gar nicht, es dahin zu bringen, daß Ferdinands Ehe für ungültig erklärt werde, und hatte den Vorschlag ausgesonnen, Ferdinand soll sich mit Klara abfinden. „Liebster Fernando," sprach er, „nimm doch Vernunft an. Es handelt sich hier nicht von geringen Dingen, sondern von einer ganzen großen Grafschaft, von Erhaltung des Stammes und Titels der Grafen von Alvaida. Fernando! Diese deine gegenwärtige Ehegattin kann nie, nie eine Gräfin von Alvaida werden. Du dürftest sie nicht einmal in eine Gesellschaft von dem hohen Adel Spaniens einführen. Bedenke, was das Schreckliches wäre! Auch deine Kinder können unsere Grafschaft nie erben; sie fällt an die Krone Spaniens zurück. Dieser Verlust wäre unermeßlich. Ich will für Frau Klara hier dieses Schloß oder eine andere schöne Herrschaft in Böhmen, um welchen Preis es auch sey, ankaufen; da soll sie mit ihren Kindern im besten Wohlstande leben, und mit Allem reichlich versorgt seyn. Die wackere Frau Klara und ihre lieben Kinderchen bleiben dann hier in Böhmen; du aber, lieber Fernando, gehest mit mir nach Spanien, um von deiner Grafschaft Besitz zu nehmen. Es thut mir in der That Leid um die gute Frau! Allein, diese Trennung ist nun einmal nothwendig und nicht zu vermeiden."

Ferdinand schüttelte bloß den Kopf und sagte:

„Ihr habt mein letztes Wort schon vernommen, Onkel; ich sage nichts weiter."

Karl, der ältere Knabe, trat mit trotzigem Muthe vor Alonso hin, und sagte: „Wir lassen unsern lieben Vater uns nicht nehmen! Geh weiter, du böser Mann, oder ich rufe dem Amtsdiener, dem Gärtner und dem Jäger, daß sie dich mit Gewalt weiter führen."

„O," sagte der andere Knabe, der kleine Ferdinand, „du bist ein schlimmer Onkel; unser anderer Onkel, der Holzwart dort drüben im Walde, ist trotz, seines Schnurrbartes viel freundlicher, und uns Kindern lieber als du! Der bringt uns allemal allerlei schöne Sachen, und erst neulich hat er mir ein Eichhörnchen gebracht. Im ganzen Hause ist Freude, wann er kommt. Du aber richtest nichts, als Jammer an."

Alonso ward über das Geplauder der Kinder höchst aufgebracht. Der Gedanke, daß ein Forstwart eben so gut Onkel dieser Kinder seyn sollte, als er selbst, war ihm unerträglich. „Schweig Bube," sagte er unwillig; „ich will von Eurer Verwandtschaft nichts wissen."

Er ging zornig im Zimmer auf und ab — da trat er beinahe auf den gräflichen Ordensstern, der noch auf dem Boden lag. „Sieh nur, Antonio," sprach der erbitterte Alonso, „was mein Neffe für ein Bösewicht ist. Er wirft das Zeichen meiner hohen Würde auf den Boden, daß man es mit Füßen trete."

Antonio, den der Anblick der Mutter und Kinder mit ihren rothgeweinten Augen innig rührte, nahm den entrüsteten Alonso sanft bei der Hand, führte ihn in das nächste Zimmer und sprach da unter vier Augen zu ihm: „Lieber Herr! Ihr bemüht Euch vergebens, dieses Ehepaar zu trennen. Ja, um ganz aufrichtig zu seyn, kann ich Euch nicht verhehlen, es ist lediglich Euer Stolz und Eure unbegränzte Ehrbegierde, nicht ruhige Ueberlegung, was Euch dazu treibt. Dieser Stolz, diese Ehrsucht hat Euer ganzes Leben hindurch viel Unheil in der Welt angestiftet, und Euch verleitet, Eure Gemahlin, Eure Kinder, viele andere Menschen und Euch selbst höchst unglücklich zu machen. Ach, Eure selige Gemahlin, die edle Blanka, die so bescheiden und demüthig war, würde vielleicht noch leben, wenn Eure ehrgeizigen Unternehmungen ihr nicht so große Leiden verursacht hätten. Die falschen Begriffe von Ehre die Ihr Eurem hoffnungsvollen Sohne Philippo beigebracht, rächten sich an ihm mit einem blutigen, schmerzvollen Tode. Eure unbeschreiblich holde Tochter Eugenia ward der eingebildeten Ehre Eures Hauses aufgeopfert, und welkte dahin, wie eine abgepflückte Rose am heißen Sonnenstrahl. Und wer ist Ursache, daß Fernando, der von so hohem Adel ist als Ihr, ein Handlungsdiener werden, sein geliebtes Vaterland, das schöne Spanien verlassen, und hier im fremden Lande ein Unterkommen suchen

mußte? Ja, wo wäre er jetzt, wenn Eure blutigen Aufträge wären vollzogen worden? Von mir schweig ich, wie unaussprechlich elend mich der Versuch machte, Eure ehrgierigen Anschläge zu befördern. Allein, wie höchst elend habt Ihr Euch selbst gemacht! Wie war Euer ganzes Leben eine Kette von Leiden, ja so voll von Qualen, daß Ihr der Verzweiflung nahe gekommen! Und kaum hat nun der gütige Gott Euch den schwersten Stein vom Herzen gewälzt, und den liebenswürdigen, für todt gehaltenen Fernando, dessen Mörder Ihr seyn wolltet und zu seyn glaubtet, Euch wieder lebend in die Arme geführt, so fangt Ihr schon wieder damit an, ihn, sein holdes Weib und seine lieben Kinder unglücklich zu machen. Wollet Ihr denn nie aufhören, Unheil anzurichten? O Ihr habt Euch noch nie wahrhaft zu Gott bekehrt; Ihr seyd noch fern von der Demuth Jesu, und seine Liebe zu den Menschen ist noch nicht in Euer Herz gekommen. O denkt, wie Er die lautere Demuth war, wie tief Er sich erniedrigte, die Menschen zu retten, wie Er seinen Jüngern die Füße gewaschen, ja die Schmach des Kreuzes auf sich genommen, und sich unter die Uebelthäter zählen lassen, um uns eine unvergängliche Seligkeit zu bereiten. Wenn Ihr im Ernste ein Christ seyn wollet, so lernet von ihm Demuth und Liebe, und thut deßgleichen.“

Alonso besann sich und sagte: „Du hast Recht,

lieber Antonio. Hätte man mir immer so die Wahrheit gesagt, so würde es besser mit mir stehen, und viel Unheil wäre unterblieben. Ich danke dir für deinen guten Rath, und will ihn befolgen.“

Mit erheitertem Angesichte kehrte Alonso zurück in das andere Zimmer, zu Ferdinand, den Frau und Kinder noch immer umschlossen hielten, als fürchteten sie, man wolle ihnen den geliebten Gatten und Vater entreißen. Alonso blickte sie alle liebreich an. „Lieber Fernando, liebe Klara!“ sprach er, und legte ihre Hände in einander, „ich billige Eure Ehe; lebt immer so glücklich, wie bisher!“

Klara fiel ihm höchst entzückt zu Füßen, und bat mit flehenden Blicken, die von Thränen glänzten, um seinen Segen. Ferdinand that deßgleichen, und die Kinder folgten dem Beispiele der Eltern. Alle knieten vor ihm. Er aber rief: „O nein, nein, vor mir dürfet ihr nicht knieen. Ich bin es nicht werth; ich kann es nicht zugeben. Ich habe es um Euch wahrhaftig nicht verdient. Ich bitte Euch, steht auf.“

„Nicht eher, als bis Ihr uns gesegnet habt!“ sagte Ferdinand.

„Nun denn,“ sprach Alonso mit inniger Rührung und einem Blicke zum Himmel, „Gott segne Eure Ehe — Euch und Eure Kinder.“

Er hob Ferdinand auf, und schloß ihn in seine Arme. Er umarmte auch Klara, die in Thränen

zerfloß. Ihm selbst brach das Herz; die Augen strömten ihm über von so seligen Thränen, wie er sie noch nie geweint, ja er empfand eine Seligkeit, die er gar nie gekannt hatte. Er nahm von den Kindern, die ihre Arme nach ihm empor streckten, eines nach dem andern auf seinen Arm und küßte sie mehrmal mit väterlicher Liebe. Er bat Klara, auch das Kleinste, das noch nicht gehen und reden konnte, herbei zu bringen. Sie brachte es, und das Kind lächelte den alten, freundlichen Mann heiter und fröhlich an, und litt gerne, daß er es auf die Arme nahm.

„Du gutes, liebes Kind," sagte er, indem er es küßte, „ich harter Mann wollte dich unglücklich machen, und dir deinen lieben Vater nehmen, ehe du den Vaternamen aussprechen gelernt. Allein nun hast du von mir nichts mehr zu fürchten; lächle du immerhin in deiner kindlichen Unschuld. Ich will den Rest meiner alten Tage lediglich dazu verwenden, dich, holdes Kind, und deine lieben Geschwister, und deine mir herzlich theuren Eltern so glücklich zu machen, als es in meinen Kräften steht."

Klara bereitete nun eine so gute Abendmahlzeit, als es in der Eile noch geschehen konnte; denn über die Begebenheiten dieses Abends waren ihr die Anstalten zu einer Mahlzeit ganz in Vergessenheit gekommen. Auf Verlangen Alonso's mußten nicht nur Vater und Mutter, sondern auch alle

Kinder mitspeisen. Der erfreute Greis saß zwischen den glücklichen Eltern, Antonio aber ihm gegen über. Die Mutter hatte das kleinste Kind auf dem Schooße. Alonso fühlte sich so glücklich so heiter und vergnügt, wie noch nie in seinem Leben. Er ergetzte sich an dem fröhlichen Geplauder der Kinder, und bat die Eltern, ihnen nicht zu wehren; sogar das noch unverständliche Lallen des Kleinsten auf dem Schooße der Mutter klang ihm angenehm.

„Guter Gott,“ sagte er am Ende der Mahlzeit, „wie gut bist du! Welche unverdiente Glückseligkeit bereitest Du mir für meine alten Tage! Einsam, verlassen und traurig saß ich den Tag über in meinem Zimmer; meinen Pallast zu Madrid besuchte ich gar nicht mehr; in dem Schlosse, daß ich bewohnte, herrschte die Stille des Grabes. Alle meine Geliebten, meine Gemahlin und meine Kinder, hatte ich überlebt, und ihnen in das Grab nachsehen müssen. Auf der ganzen weiten Erde wußte ich keinen Anverwandten mehr. Und nun, liebster Gott, führtest Du mich in eine so liebe Familie ein, und ließest mich in Fernando einen lieben Sohn, in Klara eine gute Tochter, und in ihren Kindern hoffnungsvolle Enkel finden; denn als solche werde ich sie stets betrachten. Guter Gott, wie danke ich Dir! Mein ganzes übriges Leben soll ein lauteres Dankgebet seyn!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser.

Alonso beschloß, bei Ferdinand und Klara, und ihren Kindern, in deren Mitte er sich so glücklich fühlte, einige Tage zu verweilen, dann aber mit der ganzen Familie sich an das Hoflager des Kaisers zu begeben, um dort ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Während dieses Aufenthaltes ward dem alten Manne noch eine ganz vorzügliche Freude zu Theil. Eines Abends kamen Graf von Gallas, seine Gemahlin und die Gräfin von Obersdorf unerwartet auf dem Schlosse an, um Ferdinand und Klara Glück zu wünschen. Ferdinand hatte dem Grafen Gallas, und Klara der Gräfin Obersdorf unverzüglich von ihren veränderten Glücksumständen Nachricht gegeben. Die hohen Herrschaften waren darüber so erstaunt und erfreut, daß sie dem edlen Ferdinand und der holden Klara ihre Freude persönlich bezeigen wollten. Alonso ward entzückt, als Graf Gallas seinen bisherigen Verwalter nunmehr als seines Gleichen mit geziemender Achtung begrüßte, und als die beiden Gräfinnen die bescheidene Klara auf's zärtlichste umarmten. Alonso verlängerte seinen Aufenthalt, und reiste erst nach mehreren Tagen mit den Seinigen nach Hof ab.

Er ließ den Kaiser um eine geheime Audienz bitten, und erhielt sie sogleich; denn da Don Alonso in den Augen der Welt ein Mann von Ehre war, und für sein Vaterland Spanien Vieles gethan hatte, so schätzte der Kaiser, als König von Spanien, ihn sehr hoch. Alonso erzählte, jedoch ohne seines Vergehens zu erwähnen, die Schicksale seines Neffen. Er sagte bloß, Bernardo von Rio, ein sehr edler Mann, der aber gegen ihn sehr mißtrauisch und feindselig gesinnt gewesen, habe Fernando als einen zarten Knaben heimlich in seine Gewalt zu bringen gewußt, ihm jedoch eine vortreffliche Erziehung gegeben, allein vom Tode überrascht seine weitern, ohne Zweifel lobenswerthen Plane mit dem jungen Grafen nicht mehr ausführen können.

Der Kaiser sagte, daß Ferdinands Kinder auf die Grafschaft in Spanien, nach den Gesetzen dieses Reiches, keinen Anspruch machen könnten, und daß es selbst nicht in der Macht des Königs stehe, diese Gesetze zu ändern, oder davon abzuweichen; allein als deutscher Kaiser wolle er auf eine andere Weise für Ferdinands Kinder zur Zufriedenheit des Onkels sorgen; übrigens wünsche er Fernando und dessen Ehegattin zu sehen.

Alonso hatte nun keine größere Angelegenheit, als Fernando und Klara so prächtig zu kleiden, als je ein Graf und eine Gräfin jener Zeit gekleidet waren; besonders aber schmückte er Klara mit je-

nem kostbaren Schmucke von Diamanten, den seine selige Gemahlin Blanka einst von Ferdinands Mutter als ein Vermächtniß erhalten, und den Alonso zum Glücke auf die Reise mitgenommen hatte. Er stellte Ferdinand und Klara dem Kaiser vor. Klaren klopfte das Herz nicht wenig, vor einem so mächtigen Herrn, dem ersten der ganzen Christenheit, zu erscheinen.

Der Kaiser betrachtete das schöne, liebliche Ehepaar mit wohlgefälligen Blicken, und sprach dann: „Don Fernando! Ihr werdet bereits aus dem Munde Eures Onkels wissen, aus welchen Gründen es nicht in meiner Macht stehe, Euren Kindern das Erbrecht auf die Grafschaft Eurer Ahnen in Spanien zuzusichern. Allein in Schlesien, in der Herrschaft Ratibor, ist eben ein sehr schönes, ansehnliches adeliges Gut zu verkaufen. Euer Onkel, Don Alonso, streckte mir einst zur Zeit des Krieges und großer Geldnoth ein Anlehen vor, das ungefähr den Werth dieses Gutes betragen mag. Diese Summe, womit er mir gestern ein Geschenk machte, schenke ich nun Euch, und habe bereits Befehl gegeben, sie Euch auszubezahlen. Kaufet damit jene Herrschaft, und bleibt mir auf deutschem Boden ein so getreuer Unterthan, als Ihr es bisher waret, und Euer Vater und Onkel es mir in Spanien gewesen. Euch aber, holde Klara, die ihr Herz längst geadelt hat, will ich hiemit geadelt haben, und das

Adelsdiplom wird Euch, von mir unterzeichnet, heute noch zugestellt werden.“

Ferdinand und Klara ließen sich vor dem Kaiser auf ein Knie nieder, küßten ihm ehrerbietig die Hand und dankten für diese Gnade. Der Kaiser sprach: „Don Fernando! Donna Klara! stehet auf. Ich bezeige Euch hiemit mein gnädiges Wohlwollen.“

Onkel Alonso war ganz ausnehmend vergnügt, daß der Kaiser ihm zuvorkam, und die Bitte, die ihm auf der Zunge schwebte, schon ehe er sie aussprach, erfüllte. Er dankte dem Kaiser in den lebhaftesten Ausdrücken, und wünschte der nunmehr geadelten Klara so herzlich Glück, daß man wohl merkte, jetzt erst sey sie ihm als die Gattin seines Neffen, des Grafen Fernando, willkommen und angenehm. Der Kaiser entließ Alonso, Ferdinand und Klara mit den Worten: „Lebt wohl, Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen.“

Alonso nannte von dieser Stunde an Klara nicht mehr anders, als Donna Klara; er reiste mit Ferdinand und dessen Familie unverzüglich nach Schlesien, um jene Herrschaft in Augenschein zu nehmen. Er fand seine Erwartungen übertroffen. Der Kauf kam bald zu Stande. Alonso beschloß, einige Monate da zu bleiben, und war unabläßig mit Verschönerung des Schlosses und der Gärten beschäftigt, und schaffte Alles herbei, was zur vollständigen standesgemäßen Einrichtung eines adeli=

gen Landgutes gehörte. Ferdinand und Klara schätzten sich viel glücklicher, als zuvor — allein ganz und gar nicht, weil sie nun auf Veranstaltung des Onkels prächtiger wohnten, ausgesuchtere Speisen genossen und sich schöner kleideten; auch nicht, weil sie von den Menschen mehr geehrt wurden, als zuvor; sondern einzig deßhalb, weil sie nun bei ihren größern Einkünften sich im Stande sahen, ihren Mitmenschen mehr Gutes zu erweisen, als zuvor.

Als der Tag, den Alonso zu seiner Abreise nach Spanien bestimmt hatte, anbrach, und es zum Abschied nehmen kam, und die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder ihn weinend umgaben, die Eltern ihn umarmten, die Kinder seine Knie umfaßten, da sprach er: »Nein, meine liebsten Kinder und Enkel, ich kann Euch nicht verlassen! Ich bleibe bei Euch, und Ihr sollt mir einst die Augen zudrücken. Nirgends noch fühlte ich mich so selig, als unter Euch. Ich hatte in Spanien, einem der schönsten Länder der Welt, Alles, was ein Menschenherz sich nur wünschen kann, Rang, Ehre, Reichthum, Glanz, viele Schlösser und Besitzungen, alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; allein ich war dabei höchst elend. Alle diese Herrlichkeiten konnten mich nicht gegen widrige Schicksale sichern, und mir fehlte die Hauptsache, ein ruhiges Herz, frei von Leidenschaften und Gewissensvorwürfen. Der stete Anblick Eurer häus-

lichen Glückseligkeit, Eure Genügsamkeit, Eure Liebe und Eintracht, Eure Nichtachtung alles eiteln Glanzes, Eure stille geräuschlose Wohlthätigkeit, mit der Ihr Alle beglückt, die Euch umgeben, hat mich gelehrt, worin einzig das wahre Glück des Lebens zu finden sey.“

Er blieb, und Antonio wurde Schloßkaplan an der schönen Schloßkapelle, die Alonso mit Würde und einfacher, des Gottesdienstes würdiger Pracht hatte ausschmücken lassen. Er widmete seine letzten Lebenstage ganz Gott; er suchte seine Ehre nur darin, Gott zu gefallen, und sein Glück und seine Freude nur in dem Glücke und in der Freude, die er Andern bereitete. Oft sagte er: „Schwül und bang, und voll schwerer Gewitter war durch meine eigene Schuld, der Sommer meines Lebens; ich kann Gott nicht genug danken, daß Er den Herbst meines Lebens, gegen all mein Verdienst und alle meine Erwartung so lieblich und schön seyn läßt. Ich ward nicht eher glücklich, als bis ich mich Gott ganz unterwarf, demüthig wurde — und liebreich gegen alle Menschen. Ohne Gottesfurcht, Liebe und Demuth gibt es kein wahres Glück auf Erden.“ Er wiederholte sehr oft den Ausspruch alter Weisen: „Es gibt keine wahre Glückseligkeit auf Erden ohne Tugend, und keine wahre Tugend ohne Religion.“

Angelika.

Der treffliche Maler Bergheim war ein Mann von dem edelsten Gemüthe und dem reinsten Gefühle für alles Gute und Schöne. Er hatte als junger Künstler Italien durchreist, um sich mit den Werken großer Meister bekannt zu machen. Die Gemälde aus der heiligen Geschichte rührten ihn vor allen andern Malereien, und er beschloß, seine Kunst ganz der heiligen und vorzüglich der evangelischen Geschichte zu widmen. Er machte sich, mit eben so viel Geschicklichkeit als Fleiß, von jenen Stücken, die ihm die schönsten und lieblichsten dünkten, sehr gelungene Abbildungen. Mit diesem Schatze von Gemälden kam er nach Deutschland zurück, und wußte sie in dem eigens dazu erbauten Saale seines Hauses sehr schön zu ordnen, wo sie dann, in goldene Rahmen gefaßt, sich auf den himmelblau bemalten Wänden herrlich ausnahmen.

Diese Sammlung von Gemälden war in der That einzig in ihrer Art. Da sie nicht von dem Zufalle zusammengebracht, sondern von Einem fühlenden Gemüthe aus Tausenden ausgewählt, und von Einer Meisterhand abgebildet waren, so machten sie ein sehr schönes Ganzes aus. Wer nur immer

in den Saal trat und Gefühl für das Schöne hatte, ward von dem Anblicke so vieler edler Gestalten voll himmlischer Anmuth und Würde gleichsam zum Himmel erhoben. Denn alles Schöne und Liebliche, alles Gute und Große, das der menschlichen Natur Ehre macht, sie adelt und der Gottheit näher rückt, war hier auf das schönste und lieblichste abgebildet — von der zarten Unschuld des Kindes bis zum Bilde des Heiligsten unter den Menschen, in Dem sich die Freundlichkeit Gottes in Menschengestalt offenbarte.

Der edle Maler war in seiner größten Seligkeit, wenn er einen Menschen fand, der für die Schönheit dieser Gemälde Gefühl hatte. Er schätzte sich deßhalb sehr glücklich, daß seine getreue Ehegattin nie anders als mit sichtbarer Andacht in diesen Saal trat, und mit ungeheuchelter Rührung bald dieses, bald jenes Bild betrachtete. Noch glücklicher fühlte er sich, daß auch seine einzige Tochter, fast noch als Kind, an diesen Gemälden eine für ihr Alter wunderbare Freude hatte, und aus sich selbst Bemerkungen darüber machte, über die er erstaunte. Er hatte das Kind, der berühmten Malerin Angelika zu Ehren, Angelika taufen lassen; er hoffte, auch die geliebte Tochter werde einst eine vorzügliche Malerin werden und der liebenswürdigen Künstlerin Angelika nicht bloß dem Namen nach gleichen.

Einmal an einem Sonntage, Morgens nach

dem Gottesdienste, gingen Vater, Mutter und Tochter in den Saal und betrachteten die Gemälde. Die kleine Angelika blieb vor einem Bilde stehen und sagte: „Dieses Bild ist mir das liebste aus allen!“

„Es ist auch wirklich eines der schönsten,“ sprach der Vater; „ich habe es nach einem Gemälde deiner Namensschwester Angelika, das ich in Rom sah, mit besonderer Lust und Liebe gemalt.“

„Sieh, liebe Angelika,“ sprach er weiter, „Maria, die heiligste Jungfrau, ist hier als ein zartes Mädchen deines Alters abgebildet. Sie begießet die lieblichen Lilien, die sie in einem Blumentopfe gezogen hat. Ein Lichtstrahl vom Himmel beleuchtet die himmlisch schöne Gestalt des heiligen Kindes. Die Eltern des Kindes stehen dabei. Der Vater erstaunt über den wunderbaren Lichtglanz; die zärtliche Mutter ist voll heiligen Entzückens.“

Angelikas Mutter war sehr gerührt. Auch ihr hatte dieses Bild immer am besten gefallen. Sie hatte es oft sehr lange mit Andacht betrachtet. Ja es kam ihr vor, das heitere, schuldlose Angesicht der kleinen Angelika sey dem lieblichen Angesichte Mariens auf dem Gemälde sehr ähnlich. Davon ließ sie aber ihrer Tochter, um sie nicht eitel zu machen, nichts merken. Sie sprach bloß: „Liebste Angelika! Maria sey dein Vorbild! O sieh, wie fromm und innig, wie sanft und demüthig, wie voll heiliger Unschuld ihr zartes Angesicht ist!

Sieh, die reinen weißen Lilien sind ein Bild ihres reinen Sinnes, ihrer Unschuld! O möchtest du auch so rein und unschuldig emporblühen! Sieh, das Licht vom Himmel, das auf sie herabglänzt, deutet sehr schön an, daß Gott an der Unschuld Freude habe, daß alles Gute von Oben komme, daß nur Gott uns Menschen erleuchten und heiligen könne. O sey auch du von Herzen fromm und gut, und bitte Gott täglich um Licht und Stärke von Oben."

„Das thu' liebe Angelika," sagte der Vater; „bestrebe dich, Marien ähnlich zu werden, und wir, deine Eltern, wollen uns ferner bestreben, ihren Eltern zu gleichen. Deine Mutter und ich haben uns bisher immer beflissen, dich fromm und gut zu erziehen! Wir flehten täglich zu Gott, Er wolle gnädig auf dich herabsehen, dich erleuchten, dich emporblühen und gedeihen lassen, wie eine Blume am lieblichen Sonnenstrahle. Diesen Vorsatz erneuern wir in diesem Augenblicke; so beten wir auch jetzt."

„Ja, Vater im Himmel," sprach er mit gefalteten Händen, „blicke Du auf unsre Angelika herab, segne Du unsere Bemühungen, gieb Du, daß wir an diesem unserm geliebten Kinde Freude erleben, daß sie fromm, bescheiden und sittsam emporwachse, und Marien, dem schönsten Vorbilde aller christlichen Jungfrauen, ähnlich werde!"

Die Mutter hatte Thränen in den Augen. Angelika blickte mit ihren lieblichen Augen zum Himmel,

faltete die zarten Hände und sagte: „Lieber Vater im Himmel! Segne mich, laß mich fromm und gut werden, laß meine guten Eltern Freude an mir erleben!“ Und beide Eltern sagten gerührt: „Amen.“

So dachte Herr Bergheim, so waren seine Frau und seine Tochter gesinnt. Die kleine Familie war die edelste und glücklichste weit umher. Der Vater malte sehr fleißig und zierte manche Kirche mit überaus schönen Gemälden aus der heiligen Geschichte. Er hatte die edlen Gesinnungen und Empfindungen wirklich, die er so schön auf der Leinwand darzustellen wußte. Er unterrichtete Angelika in dem Malen; sie wuchs empor und übertraf als treffliche Malerin und als fromme, bescheidene und sittsame Jungfrau alle seine Erwartungen. Die Mutter besorgte das Hauswesen, das ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit war. Sie lebten in der seligsten Eintracht; sie hatten Friede untereinander und mit der ganzen Welt.

Herr Bergheim wurde von mehrern Freunden der Kunst besucht. Herr von West, ein junger Mann von vielem Verstande und sehr edlem Herzen, kam am öftesten. Er war der jüngste Sohn einer ansehnlichen adeligen Familie, und der Jahrsgehalt, den er von seinen väterlichen Gütern bezog, gewährte ihm reichliches Auskommen. Er hatte ein sehr richtiges und lebhaftes Gefühl für die Kunst, und brachte während Herr Bergheim malte, manche

Stunde bei ihm zu. Herr Bergheim unterhielt sich gerne mit ihm, besonders über Malerei, gab auf dessen Bitte ihm Unterricht im Zeichnen, und gewann ihn so lieb, als wäre er sein Sohn.

Eines Morgens saß Herr Bergheim in dem Saale, wo er während der wärmern Monate gewöhnlich malte, bei seiner Arbeit. Da trat Herr von West, festlich gekleidet, herein und bat ihn — um die Hand der liebenswürdigen Angelika.

Herr Bergheim legte den Pinsel weg, stand auf, nahm seine Mütze ab, und sprach nach kurzem Bedenken: „Mein lieber Herr Baron! Sie erweisen mir und meiner Tochter eine sehr große Ehre, die ich allerdings zu schätzen weiß. Allein zu meinem großen Bedauern kann ich die mir zugedachte Ehre nun einmal — nicht annehmen."

„Nicht?" rief Herr von West höchst erstaunt und bestürzt. „Und warum denn nicht? Habe ich, mein liebster Herr Bergheim, Ihre Achtung durch irgend etwas verloren? Haben Sie etwas gegen mich?"

„Nicht das Geringste," sagte Herr Bergheim; „allein ich wunderlicher Mann habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, meine Tochter keinem andern Manne, als einem Maler zur Ehe zu geben."

„Aber bedenken Sie doch, bester Herr Bergheim!" fing Herr von West an — —

„Ich lasse da keine Einwendungen gelten," sprach Herr Bergheim. „Das steht einmal fest; da ist

nichts zu ändern. Es ist nun einmal so, so toll es auch scheinen mag. Verschwenden Sie daher, lieber Herr Baron, Ihre Worte nicht vergebens. Obwohl Sie indeß, wie gegenwärtig die Sachen stehen, mein Schwiegersohn nicht werden können, so werden wir, wie ich hoffe, doch gute Freunde bleiben — wenn Sie anders die Güte haben wollen, von Ihrem Wunsche weder mir noch meiner Frau, noch viel weniger meiner Tochter irgend ein Wort mehr zu sagen. Auch wünschte ich, daß ihre — mir übrigens sehr angenehmen — Besuche, von nun an, wo nicht ganz aufhören, doch nicht mehr so zahlreich seyn möchten."

Herr von West entfernte sich sehr betrübt. Er hatte sich von der Einwilligung der Mutter und der Neigung der Tochter überzeugt, und zweifelte nicht im Geringsten, auch der Vater werde einwilligen. Er begab sich zu der Mutter und Tochter, die nicht ganz ohne Bangigkeit warteten, was der Vater zu dem Antrage sagen werde. Herr von West stattete mit traurigem Angesichte von der abschlägigen Antwort des Vaters getreuen Bericht ab.

Die Mutter eilte sogleich zu dem Vater in den Saal. „Aber um des Himmels willen!" fing sie an, „wie kannst du doch ein solches Glück, das unsrer Angelika aufblüht, so kalt zurückweisen?"

„Ein Glück?" sagte der Maler und malte ruhig fort; „woher weißt du, daß es ein Glück seyn würde?"

„Wie," fuhr sie fort, „ist der Herr Baron nicht ein edler, ein reicher, ein artiger, ein schöner, ein liebenswürdiger Mann?"

„Das ist er," sprach der Vater, „und ich selbst achte ihn sehr — allein leider ist er kein Maler."

„Ach," sagte die Mutter, „ich weiß gar nicht, wie du auf die seltsame Grille kommst, unsere Angelika nur mit einem Maler zu verheirathen! Wie viel gibt es denn gute Maler? Oder wolltest du sie einem Pfuscher geben? Sie wird also eine kleine Wahl haben."

„Ich hoffe," sagte der Vater, „es werde seiner Zeit schon ein geschickter Maler, der ihr gefällt, zum Vorschein kommen."

„Aber du lächelst dabei so seltsam!" sagte die Mutter. „Es ist dir mit deiner Erwartung nicht Ernst, oder es steckt etwas Besonders dahinter. Wenn du einen solchen Maler kennst, warum hast du bisher noch kein Wort von ihm gesagt?"

„Bisher war es nicht nöthig," sprach der Vater; „es war ja von Verheirathung unsrer Tochter noch nie die Rede. Das hat auch noch Zeit! Laß sie jetzt, in der Blüthe ihres Lebens, von Haussorgen unbeschwert, heiter und fröhlich der Kunst leben. Für das Weitere wird Gott sorgen. Doch nun," sagte er, indem er eifrig weiter malte, „möchte ich allein bleiben; ich habe da eben einen Zug anzubringen, der mir sonst entfallen möchte."

Die Mutter kam sehr trostlos zu dem Herrn

von West und zu Angelika zurück, und erzählte den Inhalt des Gesprächs. „Ach," sagte sie am Ende, „mit dem herzensguten, aber wunderlichen alten Manne ist nun einmal nichts anzufangen. Ich kenne ihn. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, ist er nicht mehr davon abzubringen."

Der betrübte Baron nahm von der Mutter und von Angelika Abschied. Er tröstete die weinende Angelika. „Ich gehe," sagte er zu ihr, „weil es das Beste ist, was ich gegenwärtig thun kann. Allein bleiben Sie mir nur getreu. Ich hoffe nach einigen Jahren wieder zu kommen, und dann die Einwilligung Ihres Vaters, der mir trotz der abschlägigen Antwort immer ehrwürdig bleibt, doch noch zu erhalten." Weiter erklärte er sich nicht, und reiste ab.

Beinahe drei Jahre verflossen. Herr von West schrieb zwar ein paarmal des Jahres an Herrn Bergheim, und mehrere Male des Jahres an die Mutter. Dem Briefe an die Mutter schloß er allzeit einige Zeilen an Angelika bei. Er sprach darin von den erfreulichsten Hoffnungen, sagte aber nicht, worauf er seine Hoffnungen gründe. Seit etlichen Monaten aber waren seine Briefe ausgeblieben.

Indeß hatte Herr Gerhard, ein sehr geschickter Maler, der eben eine Kunstreise machte, den Herrn Bergheim vor einigen Wochen besucht, Angelika und ihre vortrefflichen Malereien gesehen, und in seinem Herzen den lebhaftesten Wunsch gefühlt, sie

zur Ehe zu erhalten. Er schrieb auch, sobald er von seiner Reise nach Hause gekommen war, an Herrn Bergheim und bat ihn um Angelikas Hand. Mit dem Briefe kam ein Gemälde, das Herr Gerhard gemalt hatte, und dem Herrn Bergheim zum Geschenk machte.

Herr Bergheim konnte das Bild nicht genug bewundern. Es war auch wirklich ein sehr liebliches Stück. Es stellte zwei Kinder von drei bis vier Jahren vor, die unter einem Holderstrauche im Grase sitzend, aus einer irdenen Schüssel Milch aßen. „Es ist unvergleichlich!“ sagte Herr Bergheim. „Die lieblichen Gesichtchen der Kinder sind allerliebst! Die lebhaften braunen Augen und die dunkeln Haare des Knaben, die freundlichen blauen Augen und die blonden Locken des Mädchens, die blühenden rothen Wangen beider Kinder könnten nicht schöner seyn! Und wie die lichten Gestalten der Kinder von dem dunkelgrünen Schatten des Holderstrauches heraus gehoben werden! Alles bis auf das Kleinste ist vollendet. Sogar der Glanz der irdenen Schüssel und der Blechglanz des vollen Löffels sind meisterhaft ausgedrückt. Angelika, ich will dich zwar nicht zwingen, das wäre nicht recht, das wäre Sünde; aber wenn du den vortrefflichen Maler zum Manne nehmen wolltest, so wäre es mir doch sehr lieb!“

Angelika war in großen Aengsten — eines Theils, weil sie Herr von West, obwohl er schon

lange nichts mehr von sich hatte hören lassen, noch nicht vergessen hatte; andern Theils, weil es ihr doch schwer fiel, den herzlichen Wunsch ihres guten Vaters zu vereiteln. Sie wußte nicht, was sie thun sollte, und bat um Bedenkzeit. Da kam eines Morgens unvermuthet Herr von West an. Herr Bergheim war eben verreist, ein Altarblatt, das er für eine entfernte Kirche gemalt hatte, selbst zu überbringen, und dort einige beschädigte Gemälde auszubessern. Die erfreute Mutter führte ihn unverzüglich in den Saal, wo Angelika malte. Angelika sprang mit einem lauten Freudenruf von ihrer Malerei auf. Herr von West sprach nach den ersten Begrüßungen: „Nun, liebe Mutter, liebe Angelika, hoffe ich, Sie Beide, und wohl auch der Vater, sollen mit mir zufrieden seyn. Ich kehre als Maler zurück, und wenn ich auch kein großer Maler bin, so denke ich dennoch, des Namens nicht ganz unwerth zu seyn.“

Er hatte zwei kleine Gemälde mitgebracht, die er selbst gemalt hatte, — ein Blumenstück und ein Stück mit Früchten.

Er zeigte zuerst das Stück, auf dem die Früchte, zierlich in ein Körbchen geordnet, abgemalt waren. Angelika war darüber ganz entzückt. „O schön,“ sagte sie, „sehr schön, ganz unvergleichlich! Diese Weintraube hier gleicht durchsichtigem Golde. Besonders sind die Beeren da, von denen der Duft

etwas abgewischt ist, so klar, daß man das innere Gewebe und die Kerne sieht. An dem dunkelgrünen Rebblatte hier kann man alle Adern zählen, und das andere Blatt hat der Herbst sehr schön goldgelb und purpurroth gefärbt. Der gelblichgrüne Pfirsich hier ist mit dem lieblichsten Roth wie angehaucht, und scheint zarter und weicher als Sammet. Er ist so ganz nach der Natur gemalt, daß man Lust bekommen könnte, ihn zu essen. Der purpurgestreifte Apfel mit dem schönen grünen Blatte, die gelben Birnen, die blauangedufteten Pflaumen geben der Traube und den Pfirsichen nichts nach! — Und dann die Wespe hier! Sie scheint zu leben! Man wird versucht sie zu verscheuchen."

Herr von West zeigte nun das Blumenstück. „O wie lieblich!" rief Angelika; „das Blumenkörbchen dünkt mich beinahe noch schöner, als das Körbchen mit Früchten. Ja, das ist einmal eine Rose — es fehlt ihr in der That nichts, als der Geruch. Hier an dem grünen Blatte hängt ein großer Thautropfen, in dem sich der rothe Glanz der nahen Rose abspiegelt! Man glaubt jeden Augenblick, der Tropfen werde herab fallen. Wie schön sind diese sanftblauen Levkojen hier! Wie sich da Blume an Blume drängt, wie eine Blume auf die andere, ein Blättchen auf das andere einen so zarten Schatten wirft! Wie prächtig prangen diese Nelken, hier die dunkelrothe und da die schneeweiße,

auf der, — o wie schön! — ein bunter Schmetterling sitzt. Der Schmetterling könnte gar nicht schöner und täuschender gemalt seyn. Man fürchtet sich, ihn zu berühren, um den Staub der Flügel nicht zu verwischen! Man meint alle Augenblicke, er werde die Flügel zuklappen, oder gar davon fliegen. — Sie haben es sehr weit gebracht, lieber Karl! Ich muß erstaunen. Die unsägliche Mühe, die sie sich gegeben haben, ist mir der sprechendste Beweis Ihrer Zuneigung.“

Herr von West sagte: „Es kostet allerdings viele Mühe und wirklich Jahre lange Uebung, bis man endlich im Stande ist, eine Rose oder Nelke nach der Natur abzumalen! Auch scheint mir eine Blume immerhin ein lieblicher Gegenstand der Kunst. Denn jede Blume ist ja ein freundlicher Gedanke des höchsten Künstlers, ein Werk des Schöpfers, der sie in ihrer Schönheit zuerst dachte, sie uns vormalte, ja den Grundriß dazu, unsern Augen unsichtbar, in ein winzig kleines Samenkörnlein gezeichnet hat.“

„Allein,“ sprach er weiter, „was sind diese gemalten Blumen und Früchte gegen das schöne Bild des göttlichen Kinderfreundes hier, woran Sie wirklich arbeiten! Wie wenig sind sie gegen die Gemälde in diesem Saale, diese herzerhebenden Gestalten edler Menschen, heiliger Engel und des Hocherhabensten über alle Menschen und Engel! Ach, wenn ich da den Gruß des Engels, die Ge-

burt des Herrn, die heilige Familie, die Erweckung des Lazarus, das letzte Abendmahl, den sterbenden Erlöser mit der blutbespritzten Dornenkrone, den Auferstandenen in Mitte der hocherfreuten Jünger betrachte — wie fühle ich da die Würde und die Macht der Kunst! Welch himmlische Unschuld, Demuth, Andacht und Innigkeit erblicke ich im Angesicht der heiligen Jungfrau! Welche Heiterkeit, welche Reinheit von allen Erdenleiden und Erdensorgen in dem Angesichte der Engel! Wie herrscht in den ehrwürdigen Gesichtern der Apostel, bei aller Mannigfaltigkeit, nur Ein Glaube und Eine Liebe! Wie vereinigt Christus, der Gottmensch, göttliche Hoheit und menschliche Anmuth! Wer fühlt, ja wer sieht da nicht — daß Gott sich den Menschen in Menschengestalt geoffenbart — daß der Mensch mehr sey als Staub, und daß die Tugend das Einzige sey, was den eigentlichen Adel des Menschen, das Göttliche im Menschen ausmache!"

Er schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Wenn ich wieder auf meine Blumen und Früchte zurückblicke, so wird mir, theure Angelika, wahrlich bange, ob Ihr lieber Vater mit mir zufrieden seyn werde, und ob ich nicht umsonst gearbeitet habe."

Angelika rief mit der ihr eigenen Heiterkeit: „Nicht zufrieden? — Erstaunt, erfreut, entzückt wird er seyn in Ihnen so unerwartet einen vorzüglichen Künstler zu erblicken!"

Die Mutter aber wurde ängstlich und erzählte, wie sehr der Vater für den Maler Gerhard eingenommen sey, und wie er an einem Gemälde desselben großes Wohlgefallen finde. Herr von West ließ sich das Bild zeigen. „Es ist in der That sehr schön,“ sagte er, „und ich bescheide mich gern, dem Herrn Gerhard weit nachzustehen. Er hat sich einen höhern Gegenstand der Kunst gewählt, als mir meine Kräfte gestatteten. Die menschliche Gestalt — und wäre es auch nur die liebliche Gestalt eines lockigen Kindes — ist der edelste Gegenstand der Kunst, so wie der Mensch das edelste Geschöpf Gottes auf Erden ist. Alle übrige Geschöpfe, Blumen und Früchte und Schmetterlinge, tragen zwar auch die Spuren seiner Weisheit und Güte, und offenbaren uns seine Freundlichkeit; allein der Mensch ist nach Gottes Bild geschaffen und göttlichen Geschlechtes. Ich trete daher vor Herrn Gerhards Arbeit ehrerbietig zurück.“

Er ging einige Male in dem Saale auf und ab, und rief dann plötzlich: „Da kommt mir ein Gedanke, der den guten Vater überraschen wird, und vielleicht doch noch mir den Sieg verschaffen könnte. Wie Sie an meinen zwei kleinen Gemälden da sehen, habe ich mich geübt, außer den Blumen und Früchten, auch Insekten zu malen, und zwar, wenn mir nicht alle meine Freunde und Bekannte schmeicheln, mit ganz vorzüglichem Glücke. Ich erinnere mich

zwar noch, daß der gute Vater von jeher ein großer Feind der Fliegen war, weil sie ihm seine schönen Gemälde und die goldenen Rahmen zu verderben drohten. Ein so guter, wohlwollender Mann er ist, der sonst keinem Geschöpfe Gottes ein Leid zufügen kann, so verfolgte er dennoch mit einer Art von Ingrimm manchmal eine Fliege, die sich hier im Saale blicken ließ. Er ruhte nicht, bis er sie zu seiner Freude glücklich erlegt hatte. Wir scherzten ja oft genug darüber und unsre unschuldigen Scherze waren ihm nicht zuwieder. Ich hoffe daher irgendwo auf dem Gemälde des Herrn Gerhard eine Fliege anzubringen, die dem Gemälde nicht schaden, sondern ihm vielmehr vortheilhaft seyn soll. Bei einer Schüssel voll Milch finden sich ja gerne Fliegen ein. Die gemalte Fliege soll aber den Vater täuschen, daß er sie für eine wirkliche Fliege halte. Der Vater wird die Fliege zwar für seine Feindin ansehen; indeß wähle ich sie nun einmal zu meiner vorbittenden Freundin und meiner Brautwerberin.“

Mutter und Tochter gaben ihm Beifall. Sie ließen ihn allein und er machte sich an das Werk. Die Fliege gelang so vollkommen, daß selbst Angelika, als sie ihn zum Mittagsessen abholte und einen neugierigen Blick auf das Gemälde warf, eine wahre Fliege zu erblicken glaubte.

Nach vierzehn Tagen kam der Vater Abends spät nach Hause. Man sagte ihm nichts von der

Ankunft des Herrn von West, der seine Wohnung bei seinen Verwandten in der Stadt genommen hatte. Am andern Morgen, als der Vater in Schlafrock und Schlafmütze an seiner Arbeit saß und sehr emsig malte, trat Herr von West, von Mutter und Tochter begleitet, in den Saal.

Herr Bergheim begrüßte ihn herzlich. Jedoch war ihm die Ankunft des Herrn Barons jetzt nicht so ganz angenehm. Er betrachtete den Maler Gerhard beinahe schon als seinen Schwiegersohn und fürchtete, der Edelmann möchte dem Maler im Wege stehen, und Angelika möchte nun noch weniger Lust haben, als sie bisher zeigte, den Herrn Gerhard zu heirathen. Herr Bergheim beeilte sich daher, dem Herrn von West Gerhards schönes Gemälde zu zeigen, und dann, wenn der Baron das schöne Stück mit dem verdienten Beifall beehren würde, ihm zu erklären, diesem großen Meister habe er seine Tochter zugedacht.

Der Baron lobte das Gemälde nach Verdienst. Herr Bergheim pries ihm eine Schönheit des Stückes nach der andern an. „Sagen Sie selbst," sprach er, „ist das nicht ein allerliebstes Paar Kinderchen? Sind sie mit ihren lächelnden Gesichtchen und mit ihren lockigen Haaren nicht ein Paar wahre Engelsköpfchen? Die guten Kleinen sind bei ihrem Schüsselchen voll Milch, so glücklich, so vergnügt, daß sie auf der ganzen Welt sonst keinen andern Wunsch

haben. Sie scheinen uns zu sagen: „So glücklich, ihr lieben Leutchen, könntet ihr auch seyn, wenn ihr euch nicht so mit eiteln Sorgen plagen wolltet.“ Auch alles übrige ist sehr gut gemalt. Die irdene Schüssel mit der schimmernden Glasur ist mir lieber als eine wirkliche Schüssel von schwerem Golde. Sogar der blecherne Löffel da, der von Milch beinahe überfließt und den das Mädchen bedächtig und langsam, um nichts zu verschütten, zum Munde zu führen scheint, ist — —

Er brach plötzlich ab; denn eben erblickte er am Rande des Löffels die Fliege. „Ei, ei,“ rief er, „was machst du da? Wie kommst du hieher? Hat dich die gemalte Milch herbei gelockt? Allein du sollst mir dennoch nicht ungestraft bleiben.“ Er nahm seine Mütze ab, und suchte zwei, dreimal vergebens, die Fliege wegzuscheuchen. „Gehst du nicht, hartnäckiges Geschöpf,“ rief er ärgerlich; „nun, so sollst du an Ort und Stelle es mit dem Leben büßen.“ Er schlug mit der Mütze auf die Fliege. „Wie,“ rief er erstaunt, „hab ich dich nicht getroffen, bist du nicht todt? Nicht?“ Er wiederholte den Streich bedachtsamer und nachdrücklicher. „Nun,“ rief er, „was soll doch das seyn?“ Er betrachtete die Fliege näher, er befühlte sie mit dem Finger, er schüttelte den Kopf und setzte seine Brille auf. „Wahrhaftig,“ rief er höchst verwundert, „sie ist gemalt, so wahr ich lebe, gemalt! Wer hat das gethan?“

Herr von West sprach: „Verzeihen Sie mir diesen kleinen Scherz, lieber Vater! Um mich Ihnen gefällig zu beweisen, und Angelikas Hand zu verdienen, ward ich ein Maler. Früher wollte ich von meinem Vorhaben nichts sagen, weil ich nicht wußte, ob es mir gelingen werde. Ich würde zwar in der Kunst weiter gekommen seyn, wenn ich mich zu Ihnen in die Lehre begeben hätte; allein Umstände halber wäre dieses nicht schicklich gewesen. Ich hoffe Ihnen indeß noch bessere Stücke von meiner Arbeit zu zeigen, als diese Kleinigkeit.“

Herr Bergheim war so erfreut, als erstaunt. „Nun wohl,“ sagte er, die Fliege noch immer durch die Brille betrachtend, „die Fliege ist Ihnen herrlich gelungen! Wie zierlich sie die zarten Füßchen setzt! Wie nett sie den kleinen Rüßel ausstreckt, um von dem Tröpflein Milch da am Löffel zu trinken! Wie zart auf den feinen Flügelchen der Farbenschimmer des Regenbogens spielt! So gram ich sonst den Fliegen bin, dieser muß ich gut seyn. Es ist eine herrliche Fliege!“

Herr von West zeigte hierauf die mitgebrachten zwei Gemälde, das Früchtenstück und das Blumenstück.

„Nun habe ich,“ sprach Herr Bergheim, „gar nichts mehr gegen die Heirath, mein liebster Herr Baron! Sie haben nicht nur die Einwendung, die ich gegen Sie hatte, vollkommen widerlegt; Sie

haben mir auch einen vollgültigen Beweis gegeben, daß sie eine wahrhaftige Neigung zu meiner Tochter haben. Und ich muß Ihnen nun schon die ganze Wahrheit sagen. Ich war nicht so fast gegen die Heirath, weil Sie die Malerkunst nicht verstanden — sondern weil Sie überhaupt keine Kunst oder Wissenschaft verstanden, womit Sie sich und Ihre künftige Frau ernähren konnten. Reichthum schien mir unsicher, zumal bei den gegenwärtigen Kriegszeiten; ich halte es für nöthig, daß ein Mann, er sey reich oder arm, sein Brod zu verdienen wisse. Auch bin ich überzeugt, daß ein Mensch, der keine bestimmte Beschäftigung hat, nicht glücklich und zufrieden leben könne, sondern in tausend Thorheiten, ja wohl gar in Sünde und Laster verfalle. Und dann dachte ich so im Stillen bei mir selbst: Der Herr Baron hat Sinn und Talent für die Kunst; er zeichnet, wiewohl nur zu seiner Unterhaltung, sehr artig; wenn es ihm Ernst ist, Angelika zur Frau zu bekommen, so kann er gar wohl noch ein Maler werden. Er hat ja Zeit und Muße dazu. So dachte ich. Den bestimmten Antrag, Sie sollen ein Maler werden, konnte ich Ihnen nicht gerade zu machen. Es schien mir zu viel begehrt, einem Manne, zumal einem Edelmanne, zuzumuthen, er solle sich zu einem Maler in die Lehre begeben. Ich überließ es Ihrem Gefühle. Indeß war es mein geheimer Wunsch,

und diesen Wunsch haben Sie nun zu meinem großen Vergnügen erfüllt. Gott wolle Sie, lieber Sohn, und dich meine Tochter, segnen, so wie ich und eure Mutter euch jetzt unsern Segen geben.«

Die Vermählung des Herrn von West mit Angelika wurde bloß als ein häusliches Fest gefeiert. Sie reichten sich vor dem Altare, dessen Altarblatt Mariens Vermählung vorstellte und von dem Herrn Bergheim sehr vortrefflich gemalt war, die Hand.

Bei Tische war Herr Bergheim in seiner heitersten Laune. »Heute,« sagte er, »sollen alle Fliegen, wenn sie es nicht zu arg machen, ungestraft an dem Hochzeitmahle Theil nehmen dürfen.«

Die Ehe des Herrn von West mit Angelika war eine der glücklichsten von der Welt. Er widmete sich, so wie Angelika und ihr geliebter Vater, ganz der Malerkunst, und die Kunst trug vieles bei, ihre Glückseligkeit noch zu erhöhen. Kinder und Eltern führten ein sehr seliges Leben. Herr von West sagte öfter: »Wie viel glücklicher bin ich jetzt, da jede Morgenröthe mich zur Arbeit ruft, als vorhin, da ich erst nachsinnen mußte, mit welchem Zeitvertreibe ich die leeren Stunden des Tages ausfüllen oder vielmehr die edle Zeit verderben wolle.«

Der junge Maler hatte aber bald Ursache, die Weisheit seines Schwiegervaters noch in einer anderen Hinsicht zu preisen. Herrn von Wests väterliche Güter kamen durch den Krieg in die Gewalt

Bayerische Staatsbibliothek München

des Feindes, und seine Jahresrenten hörten auf. Er fand nun in seiner Kunst sein reichliches Auskommen. „Sie hatten recht," sprach er zu Herrn Bergheim, „Kunst geht über Reichthum, und eine bestimmte Beschäftigung macht das Leben erst angenehm und reich an mancherlei Freuden."

„Mich freut es," sprach der Vater, „daß Sie liebster Herr Sohn, dieses erkennen. Fleiß und Arbeitsamkeit gewähren uns das tägliche Brod, die Nahrung des Leibes; die Kunst erheitert und verschönert unser Leben. Allein Alles in Allem ist unsre heilige Religion. Sie ist die Nahrung der Seele. Was wäre ohne sie die Arbeit unsrer Hände? Was anders, als ein geistloses, müheseliges Wühlen im Staube der Erde? Die Religion muß die Seele aller wahren, ächten Kunst seyn, ja die Seele unsrer Seele."

Angelikas Eltern erreichten ein hohes Alter. Angelika war die Freude und Krone der alten Eltern. Sie und ihr Ehegatte trugen die geliebten Eltern gleichsam auf den Händen. Angelika, die treffliche Künstlerin, war auch die thätigste Hausfrau, die liebevollste Ehegattin, die beste Tochter.

Beide Eltern sagten öfter: „Alle unsere Wünsche, Hoffnungen und Gebete, von denen dort vor dem Bilde der Heiligsten aller Jungfrauen und Mütter unser ganzes Herz überfloß, gingen durch dich vollkommen in Erfüllung, liebste Angelika!„

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Ferdinand	3
Angelika	207

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Christoph von Schmid

Bd.: 9

Augsburg 1842

Bibl.Mont. 789-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713797-9